

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

19. (8. ordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

## 19. (8. ordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. Februar 1902, abends 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr

im grossen Sitzungssaale des Brandenburgischen Ständehauses.

Vorsitzender: Herr Geheime Regierungsrat E. Friedel. (Von demselben rühren die Mitteilungen unter I bis XXIV her.)

### A. Allgemeines und Persönliches.

I. In der Vorstands- und Ausschusssitzung am 9. d. M. ist über die Jubiläumsfeier zum 10jährigen Bestehen unserer Brandenburgia Beschluss gefasst worden: die gesellige Feier findet in der Schlaraffia am 21. März, die wissenschaftliche Feier am 22. April d. J. im Bürgersaal des Rathauses statt.

Es soll nach dem 1. April ein neues Mitglieder-Verzeichnis gedruckt werden und wird deshalb gebeten, Wohnungsveränderungen recht bald gefälligst dem II. Schriftwart Herrn Dr. Otto Pniower, Zimmerstr. 90—91 mitzuteilen.

Die Rechte der Gesellschaft als eingeschriebener Verein sollen nach § 21, 55 flg. des Bürgerlichen Gesetzbuchs erworben werden.

II. Zum Konservator der Denkmäler des Preussischen Staats an Stelle des in den Ruhestand getretenen Herrn Wirklichen Geheimen Oberregierungsrats Persius ist der bisherige Landeskonservator für Schlesien Herr Geheime Regierungsrat Lutsch gewählt.

III. Die Stelle des Provinzial-Konservators für Brandenburg, erledigt durch den Tod unsers II. Vorsitzenden Geheimrats Bluth ist Herrn Landbauinspektor Georg Büttner übertragen worden, den wir auf das freundlichste mit der Bitte willkommen heissen, dass er unserer Brandenburgia ein allzeit wohlwollender Förderer sein und bleiben möge. Der neue Herr Konservator wird der Brandenburgia vom 1. April als Mitglied beitreten.

IV. Eröffnung des neuen Provinzialmuseums in Hannover. Das mit einem Kostenaufwand von zwei Millionen Mark in Hannover erbaute Museum wurde am 14. d. M. in Gegenwart der Minister Dr. Studt und Freiherr v. Hammerstein sowie sämtlicher Mitglieder des Provinziallandtages eröffnet. Minister Dr. Studt führte — so wird uns berichtet — in seiner Rede etwa folgendes aus: Der Tag sei von hoher Bedeutung für die Provinz. Das Streben nach Wissenschaft und Kunst habe sich auch bei dem niedersächsischen Stamme, der zäh am Alten hinge, hoch entwickelt. Im Laufe der Jahrzehnte sei hier ein Werk erstanden, das als ein dauerndes Denkmal Hannöverschen Fleisses und Strebens anzusehen sei. Die Unterrichtsverwaltung nehme lebhaftes Interesse an dem Werke, wenn sie auch nicht so ausreichend daran mitwirken konnte. Er gebe die Zusage ab, dass er nicht mit leeren Händen gekommen sei, er wolle dafür Sorge tragen, dass aus Berlin wertvolle Stücke der Hannöverschen Sammlung überwiesen würden. Er verbinde damit den Wunsch, dass der schöne Bau stets eine Heimstätte für Kunst und Wissenschaft sein möge. Die Verwaltung solle nicht ermüden, sondern im mutigen Weiterstreben sich die Bedeutung und den Wert dieses Hauses angelegen sein lassen, für den der Kaiser ein reges Interesse zeige, und ebenso die Unterrichtsverwaltung. Im Auftrage des Kaisers überreichte der Minister mehrere Orden. — Die Baukosten, ohne Berechnung des Bauplatzes, betragen 2 Millionen Mark, während die des Märkischen Museums, ebenfalls ohne Bewertung des Grund und Bodens, nur auf 1 800 000 Mk. berechnet werden.

Wir wünschen dem Hannöverschen Provinzial-Museum Gedeihen und segensreiche Wirksamkeit für die engere und weitere Heimat.

V. Im Anschluss hieran lege ich vor: „Handbuch für die Denkmalpflege. Herausgegeben von der Provinzial-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Denkmäler in der Provinz Hannover. Bearb. v. Dr. J. Reimers, Direktor des Provinzialmuseums in Hannover. — Hannover.“ Verlag von Theodor Schulze. 1899. — 305 S. gr. 8. mit vielen Abbildungen. Es ist dies ein Werk, wie es für die Provinz Brandenburg sehr erwünscht wäre, aber bislang gänzlich fehlt, d. h. ein alphabetisches Verzeichnis aller auf die Kunst- und Altertumspflege bezüglichen technischen Ausdrücke. Speziell lautet die Einteilung: a) Denkmalpflege; b) vor- und frühgeschichtliche Denkmäler; c) historische Denkmäler; d) Bestimmung der Denkmäler; e) Denkmäler und Fachausdrücke in alphabetischer Folge; f) Anhang: Ministerialverfügungen pp. über die Denkmalpflege. — Das meiste passt auch auf Brandenburg, der Rest müsste fortgelassen, ersetzt oder umgearbeitet werden.

Die Brandenburgia, insbesondere aber das Märkische Provinzial-Museum wird gern bereit sein, ein so nützliches Werk zu unterstützen.

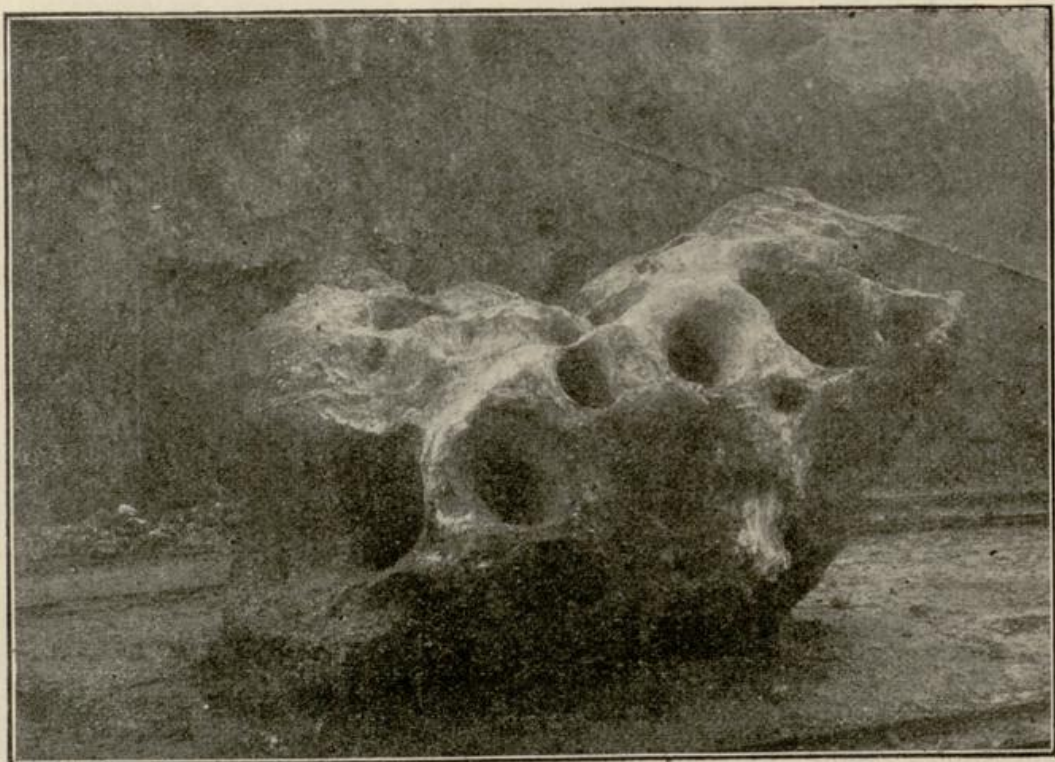
Dasselbe erinnert vielfach an das recht brauchbare Werk: „Illustriertes Archäologisches Wörterbuch der Kunst des germanischen Altertums, des Mittelalters und der Renaissance, sowie der mit den bildenden Künsten in Verbindung stehenden Ikonographie, Kostümkunde, Waffenkunde, Baukunde, Gerätkunde, Heraldik und Epigraphik. (Deutsch, französisch, englisch und lateinisch.) Für Archäologen, Sammler, Kunsthistoriker, Freunde des Altertums und der Geschichte herausgegeben von Dr. Hermann Alex Müller in Bremen und Baurat Dr. Oscar Mothes in Leipzig. I. Abteil. A—H. Mit 750 Textabbildungen Leipzig und Berlin bei Otto Spamer. 1877. — II. Abteil. J—Z. Mit 770 Textabbildungen 1878. — Dies ist noch allgemeiner gefasst. Für unsere Provinz einschliesslich Berlins müsste das besonders Eigentümliche auch besonders hervorgehoben werden.

VI. Im Sommer dieses Jahres soll das neue Posensche Provinzial-Museum in Posen unter grosser Feierlichkeit, voraussichtlich in Gegenwart der Allerhöchsten Herrschaften, eingeweiht werden. Wir nehmen auch hieran Anteil und bedauern nur, dass es dem frühverstorbenen bisherigen Provinzial-Konservator und Mehrer des Museums, Herrn Dr. Franz Schwartz, Sohn unsers verewigten Ehrenmitgliedes Geheimrat Dr. Wilhelm Schwartz, nicht hat mehr vergönnt werden sollen, das von ihm geschaffene vaterländische Werk in seiner Vollendung zu sehen. Namentlich während der vorgeschichtlichen Zeit greift die Kultur der Provinz Posen derartig in unsere Provinz über, dass die Posenschen Sammlungsstücke auch für uns von Wichtigkeit sind. Vergl. über den Tod des Dr. Fr. Schwartz S. 254 Brandenburgia X.

#### B. Naturkundliches.

VII. Eiszeitliche Strudellöcher im anstehenden Gipsgebirge zu Sperenberg, Kreis Teltow. Herr Bergwerksbesitzer L. Mundt sen., Inhaber der Firma Berliner Gipswerke (Fabrikation von Stück-, Bau-, Estrich- und Dünge-Gips, Spezialität: Modell- und Formen-Gips) hat die Güte gehabt mir zwei Photographien, die ich Ihnen vorlege, zu verehren: a) der Fabrik in Sperenberg selbst und b) eines grossen Gipsblocks mit vielen in der Diluvialeiszeit durch Schmelzwasser ausgehöhlten Strudellöchern, die orgelpfeifenartig nebeneinander in verschiedenem Kaliber entstanden sind. Diese Strudellöcher sind bei einer Exkursion der Pflugschaft des Märkischen Provinzial-Museums bereits am 28. Juni 1893, an welcher u. a. unser Geologe, Herr Dr. Zache, teilnahm, untersucht worden. Ich habe sie damals für Auswaschungen, die in der Eiszeit entstanden, erklärt. Wir haben damals nach Gletscherschrammen gesucht, solche aber nicht gefunden. Herr Dr. M. Fiebelkorn, der die Gipsfelsen unlängst untersucht hat, und

den wir auch in der Brandenburgia wegen seiner erfolgreichen Forschungen im geologischen Heimatsgebiet schätzen und öfters zitiert haben, führt die Nichtnachweisung von Gletscherschrammen und dergl. mit Recht auf die leichte Löslichkeit des Gipses zurück. \*) Damals bot mir bereits der Ortsvorsteher von Sperenberg aus dem ihm gehörigen Bruch einen Gips-Block für das Museum an, welcher in ähnlicher Weise teils kessel- teils röhrenartig ausgehöhlt bzw. durchlöchert war, wie der Ihnen heute in der Photographie vergegenwärtigte. Herr Mundt hat die Güte gehabt, diesen interessanten, einige hundert Centner schweren Block ebenfalls dem Märkischen Museum anzubieten und ich habe die Absicht, diese Gabe unter der Voraussetzung, dass die Be-



förderung nicht zu schwierig und die Kosten nicht zu hoch sind, anzunehmen. In den Röhren dieses Blocks wie überhaupt in den ander-

\*) Strudellöcher aus der Eiszeit in der Umgegend von Berlin waren bisher nur von den Rüdersdorfer Kalkbrüchen bekannt. Dr. M. Fiebelkorn ist es jetzt gelungen, solche auch in den Gipsbrüchen von L. Mundt in Sperenberg nachzuweisen. Sie befinden sich an der Oberfläche des Gipslagers, eins dicht neben dem andern und haben eine fischreusenähnliche Gestalt. Die Scheidewände zwischen ihnen sind meistens glatt abgeschliffen. Das Innere ist mit Mergel angefüllt, der das Gipslager unmittelbar überlagert. Gletscherschrammen konnten nicht nachgewiesen werden, was naturgemäss auf die leichte Löslichkeit des Gipses in Wasser zurückzuführen ist.

weitigen Strudel-Kesseln und -Röhren fanden wir damals als Ausfüllung Teile des diluvialen Sandmergels, der ebenfalls ein Niederschlag der Gletscherzeit, den anstehenden Gipsfelsen überlagert. Die vorstehende Abbildung ist eine Reduktion der von Herrn L. Mundt gespendeten Photographie auf deren halbe Grösse.

Was die stratigraphische Stellung anlangt, so ist das Gipslager von Sperenberg älter als der triassische Muschelkalk und der Röt von Rüdersdorf und wird es der Zechsteinformation zugezählt, mit einigem Vorbehalt, da es versteinerungsleer ist, also Leitfossilien fehlen, was wiederum damit zusammenhängt, dass in den chemischen Niederschlägen, aus denen das Gipslager entstand, sich kein organisches Leben erhalten oder Neubilden konnte. Unter dem Sperenberger Gips liegt vortreffliches Steinsalz, welches bei den Bohrarbeiten im September 1871, nachdem man das Bohrloch bis etwa 1272 Meter gestossen, noch nicht bis zum Liegenden durchteuft war, eins der mächtigsten Salzlager, leider bislang ohne besonderen Nutzen und deshalb nicht ausgebeutet, weil wir Steinsalz in Nord-Deutschland bereits im Überfluss besitzen. Vergleiche meine Schrift: Einteilungsplan der Geologischen Abteilung des Märkischen Museums. 4. Ausgabe Berlin 1887, S. 14.

VIIa. Brandenburgisches Forstbotanisches Merkbuch. Das Forstbotanische Merkbuch für die Provinz Brandenburg hat die Brandenburgia als heimatkundliche Gsellschaft von Anfang an, nachdem meinerseits das vom Direktor des Westpreussischen Provinzial-Museums Professor Dr. Conwentz verfasste ausgezeichnete Merkbüchlein für Westpreussen vorgelegt und besprochen worden ist, von Anfang an lebhaft interessiert. (Vgl. Brandenburgia IX S. 13 ff.) Gebührendermassen hat der uns befreundete Botanische Verein der Provinz Brandenburg die Sache in die Hand genommen und den nachfolgenden Entwurf, den wir zur Beherzigung unserer Mitglieder gern auch unsererseits veröffentlichen, erlassen.

„Wie Sie aus den beifolgenden Fragebögen ersehen, ist der Botanische Verein der Provinz Brandenburg damit beschäftigt, Material zur Herausgabe eines Forstbotanischen Merkbuches zu sammeln. Einer Anregung Ihrer Excellenzen des Herrn Ministers für Landwirtschaft, Domänen und Forsten und des Herrn Oberpräsidenten Folge leistend, hat er sich entschlossen, zunächst nach dem Vorgange West- und Ostpreussens eine Aufzählung aller in unserer Provinz noch erhaltenen bemerkenswerten Bäume und Sträucher zu geben. Im weiteren will er damit eine Namhaftmachung solcher Lokalitäten und Standorte vereinen, die sich durch seltene oder besonders charakteristische Pflanzengemeinschaften (Formationen) auszeichnen. Zweck des herauszugebenden und in etwa 2 Jahren fertig zu stellenden Buches soll sein, die botanischen Naturdenkmäler der Mark gleichsam zu inventarisieren, damit einerseits die Aufmerksamkeit der Naturfreunde auf sie gelenkt, andererseits

ihnen nach Möglichkeit Schutz gegen Vernichtung durch die immer mehr fortschreitende Bodenkultivierung gewährt wird.

Die beiliegenden Fragebögen, deren Verteilung auf Verfügung des Herrn Oberpräsidenten von den Landratsämtern in die Hand genommen werden wird, sollen nur das Material für eine Aufzählung der seltenen, aussergewöhnlich alten und grossen oder sonstwie durch abweichenden Wuchs auffälligen Bäume und Sträucher der Mark liefern, und zwar sind, den Verhältnissen Rechnung tragend, die auf weissem Papier gedruckten, ausführlicheren Fragebögen für die Forstbeamten der Provinz, die auf rotem Papier gedruckten für die Gemeindevorsteher, Lehrer, Pfarrer, Gutsbesitzer u. s. w. bestimmt.

Um die einlaufenden Antworten auf ihre Richtigkeit prüfen zu können, um namentlich eine Entscheidung zu treffen, ob die uns namhaft gemachten Bäume bezw. Sträucher wirklich eine Aufnahme in dem Forstbotanischen Merkbuch verdienen, bedarf der Verein einer wirksamen Mitarbeit aller seiner botanisch geschulten Mitglieder, namentlich auch derjenigen, welche ausserhalb Berlins in den verschiedenen Kreisen der Provinz wohnen. Bereits hat eine grössere Anzahl von Herren, die zu einer Kommission zusammengetreten sind, die Verpflichtung übernommen, die aus gewissen Teilen der Provinz einlaufenden Antworten in den Fragebögen dadurch einer Kontrolle zu unterziehen, dass sie sich an Ort und Stelle von der Wahrheit und dem Werte der gemachten Angaben überführen.

Der Vorstand des Botanischen Vereins erlaubt sich hiermit die Anfrage, ob auch Sie, hochgeehrter Herr, bereit wären, zur Förderung des Unternehmens nach besten Kräften beizutragen, sei es durch Übernahme von Nachprüfungen, sei es durch direkte Angaben über bemerkenswerte Bäume und pflanzengeographisch interessante Lokalitäten (Brüche, Fenne, sogenannte pontische Hügel, Waldparzellen u. s. w.) Ihres Kreises. Wir bemerken dazu, dass die durch etwaige kleine Reisen entstehenden Kosten vom Botanischen Verein getragen werden, ebenso dass er gern bereit ist, für photographische Aufnahmen hervorragender merkwürdiger Bäume eine Entschädigung zu zahlen.

Einer möglichst umgehenden, geneigten Antwort entgegensehend, zeichnen mit vorzüglicher Hochachtung im Namen des Vorstandes des Botanischen Vereins der Provinz Brandenburg und der Kommission zur Herausgabe eines Forstbotanischen Merkbuches: Prof. Dr. P. Ascherson, Prof. Dr. G. Volkens, Prof. Dr. K. Schumann.

#### Fragebogen A.

Um in einem „Forstbotanischen Merkbuch“ eine von Ihren Excellenzen dem Kultusminister und dem Oberpräsidenten angeregte Aufzählung der in der Provinz Brandenburg vorkommenden seltenen, besonders hohen und dicken und der irgendwie durch Wuchs oder eigenartige Laubbildung auffälligen Bäume geben zu können, kommt es darauf an zu wissen, ob in dem Ihrer Beaufsichtigung unterstehenden Walde bezw. Gelände Bäume oder Sträucher vorhanden sind, die

1. in der Provinz entweder im Aussterben begriffen erscheinen oder selten sind, wie Flatterrüster, grossblättrige Linde, Ahornarten, wilde

Obstbäume, Eibe (Taxus), Traubenhollunder, Elsbeere, Schwedische Mehlbeere, Stechpalme oder Hülsenbusch, Alpen-Johannisbeere, oder die

2. sich von den Exemplaren derselben Art durch aussergewöhnliche Grösse und Stammesumfang auszeichnen, oder die
3. von der gewöhnlichen, als normal zu betrachtenden Form und Ausbildung des Stammes, der Verzweigung und Beblätterung sich erheblich unterscheiden, sowie etwa die sogenannten zweibeinigen Bäume, Beutkiefern, Hänge-, Schlangen- und Harfenfichten, die Pyramiden-Eichen und Weissbuchen, die Buchen mit eichenartigem Laube u. s. w.

Hiernach werden Sie ersucht, die folgenden Fragen zu beantworten und diese Liste nach Ausfüllung an die Stelle einzusenden, von welcher die Verteilung ausgegangen ist.

Frage 1: Kommen in Ihrem Bezirk sonst in Norddeutschland seltene Baum- bzw. auch Straucharten vor? (Ja oder nein?) .....

Frage 2: Wie heissen sie? (In laufender Nummer aufzuführen.)

Frage 3: Wo finden sie sich? (Die Standorte sind möglichst genau anzugeben. In Wäldern z. B. das Jagen.)

Frage 4: Finden sich in Ihrem Bezirke unter den gewöhnlichen Bäumen oder Sträuchern des deutschen Waldes, wie Kiefer, Fichte, Eiche, Buche, Weissbuche, Eberesche, Wachholder, wilder Epheu u. s. w. ungewöhnlich grosse und starke Exemplare.

Frage 5 bis 10.

Lau- fende Num- mer	Wie heissen die Baumarten?	Wo befinden sie sich? (Genaue Angabe des Standorts z. B. Jagens)	Wie hoch sind sie un- gefähr in Metern ge- messen?	Welchen Stamm- umfang haben sie in Metern ge- messen in 1 m Höhe über dem Erdboden?	Stehen sie einzeln oder in Beständen?	Ist etwas über ihr Alter bzw. ihre Pflanzzeit bekannt?

Frage 11: Führt einer oder der andere der erwähnten grossen Bäume im Volksmunde einen besonderen Namen? Knüpft sich eine historische Erinnerung oder eine Sage an ihn?

Frage 12: Giebt es unter den Bäumen bzw. Sträuchern Ihres Bezirkes, solche, die von der gewöhnlichen Form und Ausbildung auffällig abweichen? (Ja oder nein?) .....

Frage 13: Wenn ja, um welche Baum- oder Strauchart handelt es sich, worin besteht die Abweichung und wo findet sich das betreffende Exemplar?

Frage 14: Finden sich in Ihrem Bezirk an einzelnen Bäumen aussergewöhnlich grosse Mistelbüsche? Wenn ja, auf welcher Baumart?

Frage 15: Sind Abbildungen oder Photographien aussergewöhnlich grosser oder merkwürdiger Bäume in Ihrem Besitz oder kennen Sie solche?



## Fragebogen B.

Um in einem von Ihren Excellenzen dem Kultusminister und dem Oberpräsidenten angeregten „Forstbotanischen Merkbuch“ eine Aufzählung der in der Provinz Brandenburg vorkommenden seltenen, besonders hohen und dicken und der irgendwie durchs Wuchs oder eigenartige Laubbildung auffälligen Bäume geben zu können, kommt es darauf an, zu wissen, ob in Ihrem Gemeinde- (Guts-) Bezirk sich Exemplare finden, die einer Berücksichtigung und einer Beschreibung würdig sind. Sie werden gebeten, um das Unternehmen nach Möglichkeit zu fördern, auf folgende Fragen Auskunft zu geben.

Frage 1: Giebt es in Ihrem Gemeinde- (Guts-) Bezirke besonders alte, grosse und stattliche Bäume oder Sträucher, wild vorkommende Arten sowohl wie angepflanzte?

(Ja oder nein?) .....

Frage 2: Welcher Baum- oder Strauchart gehören sie an? (Die Arten sind nach der Reihe aufzuzählen und auch solche zu berücksichtigen, wie Apfel- und Birnbäume, Epheu, Ebereschen und Eiben (Taxus), die zwar klein bleiben, aber besonders alte und starke Exemplare ihrer Art darstellen.)

Frage 3: Wo und wie finden sie sich? (Der Standort ist möglichst genau anzugeben, ob im Dorf, ob fern davon an Wegen und Chausseen oder in welchem Jagen des Gemeindewaldes, ob einzeln oder in Gestalt von Alleen.)

Frage 4: Welches ist ihre ungefähre Höhe und welches ihr Stammumfang in Metern gemessen bei 1 Meter Höhe über dem Erdboden?

Frage 5: Giebt es Bäume oder Sträucher in Ihrem Gemeinde- (Guts-) Bezirke, die sich durch einen auffälligen Wuchs auszeichnen, die eine Merkwürdigkeit darbieten, wie etwa die Hänge-, Schlangen- und Harfenfichten, die Pyramiden-Eichen, die sogenannten zweibeinigen Bäume?

(Ja oder nein?) .....

Frage 6: Welcher Art gehören dieselben an, wo finden sie sich und worin beruht ihre Eigentümlichkeit?

Frage 7: Kennen Sie in Ihrem Gemeinde- (Guts-) Bezirke in Deutschland seltene, urwüchsige, d. h. wild vorkommende, nicht angepflanzte Bäume oder Sträucher, wie Flatterrüster, grossblättrige Linde, Ahornarten, wilde Obstbäume, Eibe (Taxus), Traubenhollunder, Elsbeere, Schwedische Mehlsbeere, Stechpalme oder Hülsenbusch, Alpen-Johannisbeere?

Frage 8: Knüpfen sich an bestimmte Bäume in Ihrem Gemeinde- (Guts-) Bezirke historische Erinnerungen, Volkssagen oder besondere Volksnamen?

Frage 9: Sind Abbildungen oder Photographien aussergewöhnlich grosser oder merkwürdiger Bäume in Ihrem Besitz oder kennen Sie solche?

Unsere Mitglieder ersuchen wir dringend, das gemeinnützige Werk, welches recht eigentlich auch der Heimatkunde zu Gute kommt, durch geeignete Angaben zu unterstützen.

VIIIb. Der sogen. Blutregen vom 10. bis 11. März 1901, den ich in der Brandenburgia seither mehrfach erwähnt, wird nach einer besonderen Richtung hin von Professor Höpke in den Abhandlungen des naturwissenschaftlichen Vereins zu Bremen zur Sprache gebracht. Nachdem er die aus der libyschen Wüste herrührenden Quarzsand-Bestandteile erwähnt, fährt er fort. „Aus fast sämtlichen Proben liessen sich durch einen Magneten sehr feine Eisenteilchen herausziehen, die mit der Lupe zu erkennen waren. Diese Eisenpartikel sind meines Erachtens meteorischen Ursprungs. Sie stammen von den Feuerkugeln, die seit unvordenklichen Zeiten beim Eintritt in unsere Atmosphäre explodierten, weil sie mit einer Fülle brennbarer Gase (Kohlenwasserstoff) umgeben waren, und deren Trümmer als kosmischer Staub herabfallen. Solche strukturlose Flitterchen und Kügelchen habe ich in den verschiedensten Gegenden und Bodenarten unseres Nordwestens mittelst einer magnetischen Harke zusammengelesen. Herr Dr. Schröder von der Kolk hat mir auf meine Bitte solche Eisenteilchen aus Holland geschickt. Von dem aus Dünensand häufig vorkommenden Titaneisen, das fast immer krystallinische Struktur zeigt, lassen sich die Kügelchen leicht unterscheiden, zumal ich letztere auch auf reinem Muschelkalk im Teutoburger Walde sammelte. Da beim mühsamen Abstreifen vom Magneten nur eine geringe Ausbeute erfolgt, konnte ich nur Bruchteile eines Gramms Herrn Dr. Hausmann hier zur Prüfung auf einen Gehalt an Nickel, das wichtigste Kennzeichen des meteorischen Ursprungs, übergeben. Derselbe bestätigte das Vorhandensein von Spuren des Nickels durch die charakteristische Färbung der Boraxperle und des Phosphorsalzes trotz des winzigen Materials. Auch die Challenger Expedition fand Eisenteilchen kosmischen Ursprungs in den Grundproben aus den Tiefen der Ozeane.“

In Tunis hüllte ein in der Nacht vom 9. zum 10. März 1901 fallender immenser dichter Staubnebel von braungelber Farbe noch am andern Morgen die Stadt derart ein, dass die Araber und Juden im panischen Schrecken den Weltuntergang befürchteten. Der Ursprung des auch unsere Provinz Brandenburg bedrohthabenden Staubregens scheint in der Sahara zwischen dem 30. und 35 Grad n. Br. von Ghadames bis Tripoli und Tunis gelegen zu haben. Es muss also in diesem Gebiet viel meteorischer Nickeleisenstaub gelegen haben, sonst ist die Verquickung mit dem echten Sahara-Quarzstaub unverständlich. Es wäre nun wünschenswert, dass Chemiker und Mineralogen sich äusserten, ob in dem unsere nächste Heimat betroffenen Staubfall auch dergl. meteorisches Metall nachzuweisen ist.

Das gedachte Titaneisen ist, wie ich noch anschliessend bemerken will, im Sande grosser Strecken unserer pommerschen Küsten ganz

gewöhnlich. Ich habe es an der Wassergrenze, da wo die Wellen vor kurzem gewesen sind und das leichtere Sandmaterial ins Wasser mitgenommen haben, als schwerern Rückstand, kenntlich an tintigschwärzlicher Färbung, oftmals gefunden und durch einen Hufeisenmagneten mit Leichtigkeit ausgesondert. So auf der Greifswalder Oie, auf Rügen, bei Swinemünde, Zinnowitz, bei Misdroy und an anderen Orten. Der mit Titaneisen versetzte Sand wird von Kindern gesammelt und als feiner Streusand an die Apotheken und Drogenhandlungen, auch an Badegäste verkauft zum Löschen der Tintenschrift.

### C. Kulturgeschichtliches.

VIII. „Straubes Illustrierter Führer durch Berlin, Potsdam und Umgebungen. Praktisches Reisehandbuch mit 73 Abbildungen, 17 Plänen und Karten.“ 22. Auflage 1902. — Die Höhe der Auflage spricht für die berechtigte Beliebtheit dieses Buchs, das ungemein praktisch und bequem ist. Wenn ich mir einen Vorschlag für spätere Auflagen erlauben darf, so wäre es der, dass die kleinen Abbildungen Berliner Gebäude, die angesichts der ungemein billigen und viel bessern kleinen und grössern Albums von Berlin überflüssig sind, fortgelassen und dafür mehr Pläne der Umgegend Berlins, namentlich auch von Potsdam und Nachbarschaft gegeben werden.

IX. Julius Straube: Übersichtsplan von Berlin. Nach den städtischen Spezialplänen von 1884/1893, durch das städtische Vermessungsamt gezeichnet. Massstab 1:4000.

Ich habe vor Jahren eine Reihe von Blättern dieses ebenso mühevollen wie ausgezeichneten kartographischen Werks vorgelegt, welches damals die Billigung unsers besten Kartographen, des verstorbenen Geheimrat Liebenow, fand. Heut lege ich als Fortsetzung 11 vortreffliche Sektionen die Stadtteile Moabit, Wedding und Gesundbrunnen betreffend, vor. Die Blätter zeichnen sich durch besondere Schärfe und Klarheit des Drucks aus, so dass sie sich für praktische Zwecke, zu Eintragungen u. dergl. vortrefflich eignen. An die alten preussischen Generalstabskarten, die an der Staatsgrenze stets Halt machten, als wenn Preussen eine Insel im Weltmeer wäre, erinnert es, dass die Blätter, wo sie das Weichbild erreichen, von den Nachbargemeinden fast nichts bringen. Es kann dies dem Vertrieb des sonst tadellosen Unternehmens nur abträglich sein, denn für denjenigen, welcher sich über die äusserste Peripherie Berlins orientieren will, ist es dringend wünschenswert, dass er über die nichtberlinische Umgebung wenigstens in den Hauptzügen unterrichtet werde. Hier wäre also eine Ergänzung für spätere Ausgaben dringend wünschenswert.

X. Altberlinische Ansichtspostkarten. Herr Buch- und Kunsthändler Jos. Spiro, Kochstr. 49, ersucht mich seinem Ansichts-

postkarten-Verlag Alt-Berlin vor der Brandenburgia ein paar empfehlende Worte zu widmen. Ich thue das gern, namentlich auch mit Rücksicht auf die zahllosen minderwertigen, unkünstlerischen und thatsächlich nutzlosen Ansichtskarten, die Tag ein Tag aus in ungezählten Mengen verschickt werden. Hier sind in einer Serie 56 Ansichtskarten aus dem alten Berlin vereinigt, alle nach guten früheren Bildern angefertigt, das Nützliche mit dem Angenehmen verbindend. Ich kann nur anregen, den Verleger in seinen Bemühungen, durch möglichst häufige Abnahme der Blätter, die einen dauernden Wert haben, zu unterstützen. Für die Mitglieder der Brandenburgia ist der Preis der ganzen Sammlung mit Karton auf 2,70 Mk, also ungemein niedrig normiert.

XI. Unser Mitglied, Herr Bibliothekar Dr. Gustav Albrecht, veröffentlicht in der alle heimatkundlichen Bestrebungen in löblichster Weise unterstützenden Frankfurter Oderzeitung seit dem 4. Januar 1902 im Feuilleton „Bilder aus der märkischen Vergangenheit“. Ich lege Ihnen die ersten vier Nummern vor. Die Artikel sind wissenschaftlich, dabei aber gleichzeitig volkstümlich und höchst anziehend geschrieben. Hoffentlich erscheint die ganze mit der Ur- und Vorzeit beginnende Aufsatzreihe später als besondere Schrift im Buchhandel.

XII. Die Eröffnung der Berliner Elektrischen Hoch- und Untergrundbahn seitens der Gesellschaft Siemens & Halske am 19. d. M. bildet einen Markstein und gleichzeitig einen Wendepunkt in der Entwicklung unsers reichshauptstädtischen Verkehrs, von dem jeder Heimatkundige eingehende Kenntnis zu nehmen verbunden ist. Die allzeit freundlich entgegenkommende Direktion hat die grosse Güte gehabt, mir für den heutigen Abend eine Menge von Schriften und Abbildungen, welche sich auf das neue gemeinnützige Unternehmen beziehen, zur Verfügung zu stellen. In erster Linie eine grosse photographische Aufnahme der Brandenburgia in dem Augenblicke, als sich die Teilnehmer der Besichtigung des noch nicht vollendeten Riesenwerks am 25. September 1901 vor dem durchschlitzten Hause am Tempelhofer Ufer versammelt hatten. Dann ein Bild des wegen seiner kühnen Konstruktion schnell berühmt gewordenen Anschlussdreiecks mit der Anordnung der Gleis-Über- und Unterführung. Ferner ein Karton mit losen und drei Albums mit verschiedenen eingehefteten, auf das Unternehmen bezüglichen Ansichtskarten sowie eine kleine Orientierungsschrift über die Geschichte, den Bau und Betrieb der Bahn mit einem Übersichtsplan, Konstruktionszeichnungen und 4 Tafeln Ansichten.

Einem bei den Probefahrten ausgegebenen Orientierungsschriftchen der Gesellschaft dürfen wir die nachfolgende Fahrtbeschreibung, nach-

dem wir in Gedanken oder in Wirklichkeit den Weg bis zu dem durchschlitzten Hause an der Dennewitzstrasse zurückgelegt haben, entnehmen.

Bei der Durchfahrt durch dies Haus eröffnet sich ein überraschender Blick auf die Lutherkirche und die Bülowstrasse mit der Kuppel der Haltestelle am Nollendorfplatz als Abschluss. In der Bülowstrasse haben die Unterführungen der Strassen eine reiche künstlerische Ausgestaltung erfahren. Das Gleiche gilt von der nächsten Haltestelle Bülowstrasse (an der Kreuzung der Potsdamerstrasse). Am Ende der gradlinigen Bülowstrasse auf dem Nollendorfplatz ist die nächste Haltestelle Nollendorfplatz errichtet, deren Treppenhaus durch einen kuppelförmigen Aufbau betont ist. Die Kuppel erhebt sich auf der Mitte des Platzes und bildet den Mittelpunkt für die sämtlichen strahlenförmig auf dem Nollendorfplatz zusammenlaufenden Strassen. Unter der Kuppel soll künftig ein Strassendammbereich hindurchgeführt werden, falls eine weitere Verbindung der vorerwähnten Strassen sich als notwendig erweisen sollte. An der Kuppel auf dem Nollendorfplatz beginnt auch die Rampe, mit welcher der Uebergang aus der Hochbahn in die Unterpflasterbahn auf Charlottenburger Gebiet erfolgt. Diese Rampe hat die stärkste überhaupt vorkommende Neigung, nämlich 1:32 (3,125%), sodass es möglich wurde, schon den nächsten Querstrassenzug Courbière-, Eisenacherstrasse über die Bahn hinwegzuführen, welche hier in den Tunnel eintritt. Der Zug fährt nunmehr geradlinig unter dem Mittelstreifen der Kleiststrasse bis zum Wittenbergplatz, woselbst eine Zwischenhaltestelle im Tunnel angelegt ist, und dann weiter unter der Tauenzienstrasse entlang. Vor der Kaiser Wilhelm-Gedächtnis-Kirche schwenkt die Bahn mit scharfen Gegenbögen (80 m Halbmesser) um die Kirche herum nach dem Zoologischen Garten zu und endet dort unter der Hardenbergstrasse unmittelbar am Bahnhof Zoologischer Garten der Berliner Stadteisenbahn in der Haltestelle Zoologischer Garten, welche vorläufig den Endpunkt bildet. Die Fortsetzung der Bahn unter der Hardenbergstrasse entlang bis zum Knie in Charlottenburg ist bereits im Bau und soll noch im Laufe dieses Jahres vollendet werden. Die weitere Fortsetzung in der Bismarckstrasse und durch Charlottenburg hindurch ist gesichert.

In dem vorläufigen Endbahnhof am Zoologischen Garten setzt der Zug in die entgegengesetzte Fahrtrichtung um, zu welchem Zweck lediglich der Zugfahrer den bisher eingenommenen Führerstand verlässt und sich an das andere Ende des Zuges an den dort befindlichen anderen Führerstand begibt. Die Rückfahrt vom Zoologischen Garten erfolgt nunmehr in entgegengesetzter Richtung auf derselben Linie, zuerst im Tunnel. Beim Verlassen des Tunnels erlischt die Beleuchtung des Zuges selbstthätig, der Zug steigt mit bemerkenswerter Geschwindigkeit auf der steilen Rampe zur Hochbahn hinauf und fährt bis zur Südspitze des Anschlussdreiecks zurück. Bei der Überführung des Potsdamer Aussenbahnhofs hat man den Anblick von vier in verschiedener Höhenlage sich erstreckenden Bahnen. Ganz unten die Gleise des Potsdamer Aussenbahnhofs, darüber auf gewölbtem Viadukt die Ringbahn, welche ihrerseits von der Hochbahn überbrückt wird, die im Anschlussdreieck in zwei verschiedenen Höhen verläuft.

Nach Überschreitung der Ringbahn verlässt der Zug die bei der Hinfahrt benutzte Bahn und fährt von der Südspitze des Anschlussdreiecks durch die südliche Seite desselben unmittelbar nach der Ostspitze des Anschlussdreiecks. An der Südspitze wird der höchste Punkt der Hochbahn erreicht, dessen Schienenhöhe etwa 13 m über der Strasse und 20 m über der Schienenhöhe am Zoologischen Garten liegt. Bemerkenswert ist bei der Durchfahrung der Südseite des Anschlussdreiecks die verschiedene Höhenlage der beiden Gleise, welche in entgegengesetzter Richtung zu einander fallen und steigen.

An der Ostspitze des Anschlussdreiecks fährt der Zug zunächst an dem Kraftwerk der Hoch- und Untergrundbahn vorüber. In den verschiedenen Stockwerken des Gebäudes sind unten im Keller die Rohrleitungen, dann im Erdgeschoss die Dampf- und Dynamomaschinen, darüber in einem Zwischengeschoss die Rauchzüge und Aschenkanäle, darüber im Obergeschoss die Dampfkessel und endlich unter dem Dach die Kohlenbehälter untergebracht. Im Zusammenhange mit dem Kraftwerk steht ein neu errichtetes Haus an der Ecke der Trebbinerstrasse und des Tempelhofer Ufers, welches in ähnlicher Weise durchfahren wird, wie das durchschlitzte Haus an der Lutherkirche. Beim Verlassen des durch dieses Haus gebildeten Thorbogens übersetzt die Bahn das Tempelhofer Ufer und dann in einer einzigen Spannweite gleichzeitig den Kanal und die Anhalter Bahn. Es befinden sich an diesem Punkte vier Verkehrswege übereinander; die Wasserstrasse, die Uferstrasse, die Anhalter Eisenbahn und die Hochbahn. Nach der Überschreitung der Anhalter Eisenbahn fällt die Hochbahn steil ab bis zur Haltestelle Möckernbrücke. Der Zug fährt nunmehr längs des Kanals bis zur Haltestelle Hallesches Thor, welche auf dem gerade hier ausnahmsweise schmalen Uferstreifen aufgebaut werden musste und aus dieser Veranlassung eine eigenartige Gestaltung bekommen hat. Es bietet sich beim Halleschen Thor ein reizvoller Blick auf das lebhaft bewegte Verkehrsbild der Friedrich- und der Belle-Alliancestrasse, auf den Blücher-Platz und den Belle-Alliance-Platz.

Am Sedanufer schwenkt die Bahn vom Kanalufer ab in die Mitte der Gitschinerstrasse, in welcher die Haltestelle Prinzenstrasse liegt. Am Ende der Gitschinerstrasse kreuzt die Bahn den Luisenstädtischen Kanal und das Wasserthorbecken. Man erblickt über die Wasserfläche hinweg einerseits die Michaelkirche und andererseits die Garnisonkirche auf dem Kaiser Friedrich-Platz.

Mit einem Gegenbogen gelangt die Bahn in die Skalitzerstrasse und weiterhin nach dem Kottbuser Thor. An diesem Punkte, an welchem acht Strassen zusammenlaufen, ist eine Haltestelle (Kottbuser Thor) errichtet, welche sich als eine normale, ganz in Eisen ausgeführte Anlage kennzeichnet. Das Gleiche ist der Fall an dem später erreichten Kreuzungspunkte der Skalitzerstrasse mit der Oranien-, Wiener- und Manteuffelstrasse in der Nähe des Görlitzer Bahnhofes. Beim Verlassen der letzteren Haltestelle umfährt der Zug in weitem Bogen die Emmaus-Kirche auf dem Lausitzer Platz und gelangt dann am Ende der nunmehr sehr breiten Skalitzerstrasse zu der Haltestelle Schlesisches Thor. Dieselbe musste auf der diagonalen Überschreitung des Platzes errichtet werden.

Nach Überschreitung der Schlesischenstrasse tritt die Bahn mit einem scharfen Bogen in der Mitte der Oberbaumstrasse ein, welche sie am anderen Ende mit einem gleich starken Gegenbogen wieder verlässt, um dann nach Überbrückung der Falkensteinstrasse die Spree zu übersetzen. Dies erfolgt auf einem viaduktartigen Aufbau, welcher über dem östlichen Bürgersteig der Oberbaumbrücke mit letzterer zugleich in einheitlicher Backsteinarchitektur aufgebaut wurde. Beim Überfahren des Viadukts auf der Oberbaumbrücke entrollt sich das landschaftlich schöne Bild der hier sehr breiten Spree, einerseits stromabwärts in die dicht verbaute Stadt hinein, andererseits stromaufwärts gegen Treptow und Stralau.

Unmittelbar an den Viadukt der Oberbaumbrücke schliesst sich die Haltestelle Stralauer Thor an, welche den Verkehr der Mühlenstrasse und der Stralauer Allee aufzunehmen bestimmt ist. Gleich hinter der Stralauer Allee beginnt der grosse Betriebsbahnhof der Hochbahn mit den geräumigen, auf gewölbtem Viadukt errichteten eisernen Wagenhallen und Werkstätten. Am Ende desselben unmittelbar gegenüber der Haltestelle Warschauerstrasse der Berliner Stadt- und Ringbahn ist die Endhaltestelle Warschauer Brücke der Hochbahn und zwar in Höhe der Strasse errichtet, welche hier mit einer Brücke über die Schlesische Bahn und die Ostbahn, sowie über die Ringbahn hinweggeführt ist. Diese Endhaltestelle wird zunächst noch nicht eröffnet, weil sie einstweilen noch zur Montierung weiterer Wagenzüge für die Hochbahn benutzt wird.

Der erste Entwurf wurde von der Firma Anfang 1891 vorgelegt, die Allerhöchste Zustimmung am 22. April 1893 erteilt.

Die Kosten betragen bis jetzt rund 26 Millionen und sind durch Hindernisse, die erst im Laufe des Unternehmens, insbesondere in Form von Einspruch seitens sich benachteiligt glaubender Gemeinden, entstanden, gegen alle Voraussicht vermehrt worden.

Wir wünschen dem gemeinnützigen Unternehmen, auf welches unsere engste Heimat stolz sein kann, besten Fortgang für alle Zeiten.

XIII. Böten und Beten. Das „Gesundbeten“ ist ein alter Bauernbrauch, nicht, wie vielfach in nicht volkskundlichen Kreisen geglaubt wird, gleich dem Tischrücken und Geisterklopfen eine aus Amerika importierte Form des Spiritismus.\*) Das Berliner Tageblatt berichtete kürzlich anlässlich des Umstandes, dass in der Aula des Städtischen Falk-Realgymnasiums für die sogen. metaphysische Heilmethode nach dem System der Nordamerikanerin Eddy Propaganda gemacht wurde, folgendes:

Es ist der bekannte Schwindel des „Gesundbetens“, der in letzter Zeit mehrfach öffentlich besprochen wird. Es ist in dem modernen Heimatlande frommer Mystik, in Amerika, erfunden worden, und die frommen Industrie-

\*) Mark Twain: Das Gesundbeten und Mrs. Eddys „Christliche Wissenschaft“. Autorisierte Übersetzung im Berliner Tageblatt 1902, No. 114 folg.

ritter haben anscheinend drüben eine Zeit lang gute Geschäfte gemacht. Jetzt zieht die Sache dort nicht mehr, verschiedene neuere Humbugs haben ihn verdrängt. Aber Berlin, die Stadt der Intelligenz, erschien den Heiligen von drüben auch als ein gutes Pflaster, und siehe da — es ging. Unsere vornehmen Kreise sind ja für allerlei Spiritismus, Mystizismus u. s. w. sehr empfänglich, wenn die Sache nur recht konfuse aussieht. Leider ist es nicht bloss eine harmlose Dummheit, die da verübt wird, sondern ein sehr gefährliches Treiben, weil bei dem Gesundbeten des Kranken natürlich kein Arzt zugezogen wird. Angehörige reicher Erbonkel und dergleichen können, wenn diese erkranken, nicht Zweckentsprechenderes thun, als den Arzt vor die Thür zu setzen und einen Vertreter der „christlichen Wissenschaft“ von Miss Eddy herbeizuholen. Die wenigsten Fälle kommen natürlich ans Licht. Dr. E. Sobotta, der jüngst in der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ den „Eddysmus“ ausführlich beleuchtet hat, giebt in der neuesten Nummer desselben Blattes eine kleine Blütenlese von Kurberichten aus Amerika und England, von denen einer erwähnt sei. Ein dreizehnjähriges Mädchen hatte Typhus. Als die Äerzte nach Pflicht und Gewissen nicht unbedingt zusagen konnten, dass das Mädchen am Leben erhalten bleiben würde, beriefen die Eltern die „christian healers“. Diese entfernten natürlich zunächst alle Medikamente und schrieben keine Diät vor. Das Kind konnte essen, was es wollte. Als die Krankenpflegerin auf die zunehmende Schwäche des Kindes aufmerksam machte, wurde auch diese entfernt. Natürlich starb das Kind, das schliesslich keine Nahrung mehr zu sich nahm, nach kurzer Zeit.“

Uns interessiert bei dieser merkwürdigen Psychose selbstredend nur das Volkskundliche und da muss behauptet werden, dass das Gesundbeten (auch wie wir sehen werden: das Krankbeten) ein uralter, fast über den ganzen Erdball bei Christen und Nichtchristen, bei Kultur- wie bei Natur-Völkern weitverbreiteter Aberglaube ist. Was ist denn das Böten d. h. das Besprechen der Krankheiten anders? Es werden dabei altheidnische, aber mit christlicher Mystik ausgestaffierte Formeln hergebetet. „Böten“ ist in diesem Sinne, psychologisch gesprochen, im wesentlichen dasselbe wie „Beten“.

Zufällig finde ich eine schöne, genau passende Belagstelle bei Helene Raff „Zwei Modellgeschichten“ (Deutsche Rundschau, Bd. CVIII 1901) aus dem Altbayrischen. Die Verfasserin in München leidet an Kopfschmerzen, was dem Modell Veferl sehr nahe geht. S. 290 heisst es:

„Vefi bethätigte ihr Mitleid anfänglich durch Anrathen der verschiedensten Sympthiemittel und brachte zuletzt einen Zettel zum Vorschein, auf welchem sehr unorthographisch ein längeres Gebet gegen Kopfschmerzen verzeichnet war. Meine Weigerung, mich desselben zu bedienen, machte sie förmlich bestürzt. „Es hilft doch aber, Fräul'n, ganz g'wiss hilft's. Dös weiss a Jedes bei uns z' Haus, dass man Krankheiten wegbeten kann — und herbeten auch. Wir hab'n, wie unser Heimathl vergantet war, bei einer Frau gewohnt, die hat alle Kranken gesund beten könna, und einmal hat s' Jemand totgebetet.“



— „Das ist ja Unsin! fuhr ich auf, ganz entsetzt von so viel Aberglauben; „haben Sie diese Heilkünstlerin vielleicht auch zu Ihrem kranken Vater gebracht?“ — Sie schlug die Augen nieder. — „Die net“, sagte sie leise, „weil wir s' noch net keent hab'n, aber eine andre wissende Frau, die freilich nix g'nutzt hat; entweder war's schon z' spät oder sie hat die rechte Gnad' net g'habt.“ — Nachher versucht das Veferl den ihm in den Vereinigten Staaten untreu gewordenen „Schatz“ tot zu beten.

Im übrigen verweise ich auf meine früheren Mitteilungen über Böten und Beten bezw. folgende Angaben von mir in der Brandenburgia VI. 374—376 und IX. 126 sowie auf die ausführliche Mitteilung unsers Mitgliedes Herrn Karl Poettters VIII. 225—240.

Wir werden wohl noch öfter auf das Gesund- und Krankbeten in unserer Gesellschaft vom Standpunkt der Heimat- und Volkskunde zurückkommen.

XIV. Der versunkene Kahn in der Dosse bei Friedrichsbruch unweit Neustadt a. D. In der Täglichen Rundschau vom 29. November 1901 stand folgende Mitteilung.

„Ein merkwürdiger Fund ist unweit Friesack im Flussbett der Dosse gemacht worden. Bei dem niedrigen Wasserstande dieses Jahres ist dort ein grosser eichener Kahn zum Vorschein gekommen, der den Franzosen während der Kriegsjahre am Anfang des vorigen Jahrhunderts zum Verfrachten von Munition gedient hat. Das Fahrzeug war s. Zt. von Havelberg gekommen und wurde 1813 von den Franzosen an der Wiesenbrücke bei Friedrichsbruch in den Grund gebohrt, damit es nicht den anrückenden preussischen und russischen Truppen in die Hände fiel. Von Beginn an hat sich in der Gegend von Friesack das Gerücht erhalten, dass der Kahn noch wertvollere Sachen in sich berge, als nur Munition, nämlich eine Kriegskasse der Franzosen. Vornehmlich um diese nicht in den Besitz ihrer Gegner kommen zu lassen, hätten die Franzosen das Fahrzeug zum Sinken gebracht. Eine grosse Menge Gewehrkugeln hat man aus dem Kahn bereits zu Tage gefördert; es sind aber Anstalten getroffen, ihn völlig zu heben, damit man der vermutlich darin aufbewahrten Kriegskasse habhaft werde.“

Diese Nachricht veranlasste mich, Herrn Pastor Wolfram in Nackel, Kreis Ruppin, Vorsitzenden des dortigen Jünglingsvereins, welcher letzterer inzwischen korporativ der Brandenburgia als Mitglied beigetreten ist, der Sache näher nachzuforschen und dazu den Verein anzubieten. Unter dem 17. December 1901 hat ein Herr Wolfram folgenden dankenswerten Bericht erstattet.

Über den bei dem Dorfe Friedrichsbruch (bei Neustadt a. Dosse) im Dossefluss liegenden, versunkenen angeblichen „Franzosenkahn“ haben wir bisher durch die Hilfe des Herrn Pastor Schmidt in Klein-Derschau, zu dessen Sprengel der Ort gehört, folgendes ermittelt.

Der Kahn befindet sich an der Brücke, die von Friedrichsbruch nach Dreetz führt, ist 16 m lang und mutmasslich 3—4 m breit, liegt schräg mit der einen Seite im Flussbett und ist zum grössten Teile versandet, seine Spitze liegt stromabwärts. Gefunden sind in unmittelbarer Nähe des Kahnes am Ufer viele grössere und kleinere Kugeln, wie Kanonenkugeln; 1 Kugel von 15 Pfund; eine kleinere ist im Besitz der Familie Peters-Friedrichsdorf.“

„Erzählt wird: Nach einer Ansicht ist der Kahn von Hohenofen gekommen (d. h. stromabwärts), nach der andern von Havelberg (stromaufwärts).“

Herr Pastor Schmidt urtheilt:

Die Ansicht, dass der Kahn stromab von Hohenofen her gekommen ist, scheint die richtigere zu sein, einmal wegen der Lage des Kahnes und sodann deswegen, weil in Hohenofen früher eine Silberschmelze war. Möglich ist es, dass dort zu Kriegszeiten auch Kugeln gegossen wurden. Diese Kugeln wurden dann auf Kähnen weiter transportiert; dass ausser diesem Kahne noch andere Kugeltransporte stattgefunden haben, dafür spricht der Umstand, dass weiter stromabwärts ebenfalls schwere Eisenkugeln gefunden sind, die unmöglich von dem Strome soweit weggespült werden konnten.

Vielleicht hat der Kahn nach Magdeburg, Havelberg, Dömitz u. s. w. diese Kugeln bringen sollen, und ist auf die Kunde, dass alles verloren sei, Magdeburg gefallen, die Franzosen da und auch kein Widerstand mehr möglich, von der Bemannung versenkt worden, um ihn nicht in die Hände der Franzosen fallen zu lassen.

„Wie ich gestern hörte, hat der Grabenmeister Reimann ebenfalls an die Regierung einen Bericht über unsern Kahn machen müssen.“

Der Jünglingsverein in Nackel, nur etwa 12 km von der Fundstelle entfernt, hat schon mehrere Theilnehmer gefunden, die bei günstigem, niedrigem Wasserstande der Dosse bereit sind, dem Kahne mit Hacke und Spaten zu Leibe zu gehen. Allem Anschein nach handelt es sich um preussische, nicht um französische Munition; danach wäre auch natürlich die Sage von einer französischen Kriegskasse inhaltslos. Jedenfalls aber werden wir uns mit Herrn Grabenmeister Reimann in Verbindung setzen, um bei etwaigen Aenderungen des Flussbettes oder bei Hebung des Kahnes, der wahrscheinlich auf fiskalischem Grund und Boden liegt, mit helfen und mit „erbeuten“ zu können für die Brandenburgia.

Wir dürfen also wohl wie seitens des Märkischen Museums so seitens der Brandenburgia hoffen, später noch weitere Aufklärung zu erhalten.

XV. Ein Doppelsiegelstempel aus hartem Kalkstein, ausgegraben in 2 Meter Tiefe auf dem Grundstück des Herrn Zimmermeisters Miessner zu Berlin, Seestrasse No. 61 ist von demselben dem Märkischen Museum verehrt worden.

Die Buchstaben und Zeichnungen sind verkehrt geschnitten, also zu einem Abdruck unmittelbar dienlich.

Der Durchmesser des Doppelstempels beträgt 4 cm.

Auf der einen Seite befindet sich das Stadtsiegel von Friedland in Mecklenburg.

Ein Stadttor, flankiert von 2 Türmen, darüber der obotritische Stierkopf mit dem Nasenring. Die Umschrift lautet: Sigillum Civitatis Friedeland.

Die andere Seite der Steinscheibe zeigt das Herzoglich Württembergische Wappen mit der Umschrift:

EBERH: LVDWIG, DVX WVRTTEMB:V:T:C:

Herr Staatsarchivar Dr. Schuster teilt über dieses Siegel und die Beziehungen des Württembergischen Hauses zu Berlin folgendes mit:

Am 5. Juli 1709 — zur Zeit des nordischen Krieges — wurde zwischen dem König Friedrich I. von Preussen und dem Herzog Eberhard Ludwig von Württemberg eine Defensiv-Allianz geschlossen, zu welchem Zwecke der Herzog einen Bevollmächtigten in der Person des Geheimen Rats von Reichenbach nach Berlin entsandt hatte. Vermutlich ist bei dieser Gelegenheit das Siegel des Herzogs in Berlin zurückgeblieben.

Weitere Beziehungen zwischen Brandenburg-Preussen und Württemberg in jener Zeit ergeben sich durch die am 8. Dezember 1716 zu Berlin stattgehabte Vermählung der Prinzessin Henriette Marie von Brandenburg-Schwedt, geboren 2. März 1702, Tochter des Markgrafen Philipp Wilhelm von Schwedt, mit dem Erbprinzen Friedrich Ludwig von Württemberg, dem Sohne des Herzogs Eberhard Ludwig. Henriette Marie verstarb in Köpnick am 7. Mai 1782; ihr Gemahl Friedrich Ludwig, geboren 24. Dezember 1698 hatte bereits am 23. November 1731 das Zeitliche gesegnet. — Die am 8. Dezember 1716 abgeschlossenen Ehepakten führen ein anderes Siegel des Herzogs Eberhard Ludwig.

XVI. Hugo Jentsch: Aus der Zeit des Lausitzer Typus nebst einigen älteren und jüngeren Funden aus der Niederlausitz und angrenzenden Gebieten. (Sonderabdruck aus den Niederlausitzer Mitteilungen, gewidmet: Herrn Paul Telge, dem feinsinnig schaffenden Kenner vorgeschichtlicher Altertümer zum 21. Januar 1902. [Fest der Silberhochzeit].)

Unser Ehrenmitglied hat vermöge seines unermüdlichen Bienenfleisses viele neue Funde aus Guben und Umgebung sowie aus angrenzenden Teilen anderer Provinzen zusammengetragen, zumeist dem ostgermanischen (sogen. Niederlausitzer) Typus zugehörig. Ferner Einzelfunde der Steinzeit. S. 5 wird der Einbeckenberg bei Guben als Eibenberg erklärt; „noch jetzt bedeckt einen Seitenabhang ein kleines Gebüsch von dunklem Nadelholz. Wurzelreste von Eiben aber sind bis jetzt nicht nachgewiesen, allerdings auch noch von niemand gesucht worden“. Es wäre wünschenswert, den botanischen Namen jenes dunkeln Nadelholzes festzustellen.

S. 60. In Göttern bei Guben ist vor Jahren ein Steinhammer aus feinkörnigem Material, durch eine senkrecht auf der einen Längsseite über das Bohrloch geführte geradlinige Furche gekennzeichnet,

erworben worden, der als Schutz gegen den Blitzschlag unter der Dachfirst eines Hauses aufgehängt war. Abbild. in Guben. Gymnasial-Programm 1883, Taf. 1 Fig. 36. — Das absichtlich verbogene Bronzemesser Fig. 39 gleicht einem ähnlich deformierten Bronzemesser im Märk. Museum B. II. 22 769 in Brodowin bei Bahnhof Chorin ausgegraben.

S. 66 heisst es: „Bekanntlich finden sich in Feldsteinnestern der Niederlausitz nicht selten namentlich dreikantig abgeschliffene Naturgebilde, deren Form auf Einwirkung der Gletscherbewegung zurückgeführt wird: vgl. Niederlaus. Mitt. Bd. 6, S. 39. Virchows Auffassung dieser früher oft als Kunsterzeugnisse angesehenen Stücke ist ebd. Bd. 1 S. 101 mitgeteilt.“ — Hierzu bemerkt Referent, dass die Berendtsche Theorie vom Eisschliff der Dreikanter, richtiger Facettensteine oder Kantensteine verworfen und durch die alleinrichtige, dass die Schriffe von Sandgebläse herrühren, ersetzt worden ist.

Auch slavische Funde mit sogen. Wendenpfennigen werden S. 76 erwähnt.

XVII. Das Deutsche Heer. Unsere Zeit in Wort und Bild für Soldaten. (Druck und Verlag von A. W. Hayns Erben Berlin) betitelt sich eine neue vaterländische Zeitschrift, deren Schriftleitung in den Händen von zwei Potsdamer Herren liegt, des Hofpredigers und Garnisonpfarrers Kessler sowie unsers Mitgliedes Dr. Netto. Der Inhalt ist mannigfaltig, gediegen und derartig ausgewählt, dass auch die Heimatkunde darin wesentliche Bereicherungen findet, wozu noch kommt, dass die bildliche Ausstattung eine treffliche und der Preis von 10 Pfennig für das 16 Seiten Text und Bilder enthaltende Heft ein ganz ungewöhnlich billiger ist.

In Heft 1 befindet sich u. a. ein Artikel über Sponton und Kurzgewehr, in Heft 2 über den Helm, in Heft 3 über Feld- und Fanfaren-trompeten, in Heft 4 über Ehrenwaffen, in Heft 5 über Grenadiermützen, in Heft 6 über die Patronentasche, in Heft 7 über das Bajonett, in Heft 8 über Trommeln, sämtlich von Herrn Dr. Netto.

Diese 8 Nummern lasse ich zirkulieren mit dem Wunsche für das Gedeihen dieser nützlichen volkstümlichen, die Liebe zur Heimat fördernden neuen Zeitschrift.

XVIII. Hierbei mache ich darauf aufmerksam, dass unser Mitglied Herr Dr. Hans Brendicke ein verwandtes Organ herausgibt, betitelt: „Die Schnur. Zeitschrift der Vereinigung ehemaliger Einjährig-Freiwilliger, Kampfgenossen von 1864, 1866, 1870/71.“ Nach den Satzungen ist der Verein zu Berlin am 3. Februar 1896 begründet worden. Die Zeitschrift als Organ des Vereins enthält eine Menge von Originalaufätzen und kürzeren Mitteilungen, die sich auf

das militärische Leben und auf die Personalien der Mitglieder beziehen. Auch diese Zeitschrift sei Ihrer Beachtung bestens empfohlen.

XIX. Der Roland zu Bremen. Von Georg Sello. Mit 1 Heliogravüre und 11 Abbildungen im Text. Herausgegeben von der Historischen Gesellschaft des Künstlervereins zu Bremen. Bremen. Druck und Verlag von Max Nössler. 1901. XII. + 69 S. 8.

Herr Archivrat Dr. Sello in Oldenburg hat auf Wunsch der Historischen Gesellschaft in Bremen seine langjährigen Rolandstudien hier zusammengefasst. Wie alle Schriften des Verfassers zeugt die vorliegende von eminenter Belesenheit, von grosser Sachkenntnis und von hervorragender kritischer Schärfe.

Seit der Arbeit des Geheimen Hofrats Professor Dr. Richard Schroeder in Heidelberg über die Stellung der Rolande in der Rechtsgeschichte, als Jubiläumsschrift des Vereins für die Geschichte Berlins 1890 veröffentlicht, ist die Sellosche Schrift die bedeutendste in ihrer Art und jedem Roland-Freunde unentbehrlich, trotz ihres engefassten Titels.

Es kann, trotz meiner Liebhaberei für die Roland-Fragen, nicht meine Aufgabe heut Abend sein, mich irgend wie erschöpfend über Sellos Buch, welches die Roland-Frage auf der gesamten Linie neu aufrollt, zu verbreiten, dies umsoweniger, als unser Mitglied Herr Dr. Gustav Albrecht seit längerer Zeit Roland-Studien betreibt und darüber hoffentlich noch in diesem Jahre uns einen längern Vortrag halten wird, an den sich eine Diskussion anknüpfen mag.

Nur soviel sei angedeutet, dass der Verf. nächst dem Bremer Roland der Sippe des Magdeburger Rolands besondere Bedeutung beilegt und dahin die Rolande zu Halle, Berlin, Brandenburg, Stendal rechnet.

Auch aus Sellos Schrift erhellt, dass es einen bestimmten rechtshistorischen Begriff des Rolands nicht gibt ebenso wie einen bestimmten technischen oder künstlerischen Rolands-Typus, sondern dass es sich dabei um Entwicklungsreihen hinsichtlich der soeben bezeichneten Typen und um ganz verschiedene rechtliche und volkstümliche, nur aus dem Fluss der Zeiten und dem Charakter der verschiedenen Rolands-Orte zu erklärende Auffassungen handelt.

S. 56 heisst es: „Der Berliner Roland spielt in der neueren Litteratur eine eigenartige Rolle (vgl. Richard George, Hie gut Brandenburg alleweg! Geschichte und Kulturbilder u. s. w. Berlin 1900, S. 265 ff.). Nachdem der „Märkische Walter Scott“ Willibald Alexis in dem Roman „Der Roland von Berlin“ (1840) seinen Witz an ihm versucht, brachte Jos. Lauff ihn in dem vaterländischen Schauspiel „Der Eisenzahn“ auf die Bühne; eine Abbildung des 1899 für das Wiesbadener Hoftheater modellierten Bildwerks findet man in Scherls „Woche“ (I No. 10); Leoneavallos in kaiserlichem Auftrage be-

gonnene Oper „Der Roland von Berlin“ scheint noch nicht über die Bretter gegangen zu sein. Die archaistischen Bestrebungen des Berliner Geschichtsvereins, die Bildsäule neu zu errichten, sind bekannt. Als Vorstudie hierzu brachte die Nationalzeitung kürzlich (1901 No. 328) die Notiz, im Märkischen Provinzialmuseum befinde sich „eine getreue Nachbildung der Rolandstatue, welche unter Friedrich II (Eisenzahn) in die Spree geworfen worden ist.“ Auf Befehl des Kaisers wird jetzt, als Abschluss der Siegesallee im Berliner Tiergarten, ein Monumentalbrunnen errichtet, welcher eine 3½ m hohe Rolandfigur tragen soll.“

Hierzu sei zunächst bemerkt, dass der italienische Maestro für seine Roland-Oper sechs Monat Nachfrist erbeten hat und dass die Bestrebungen des Vereins für die Geschichte Berlins, auf dem Molkenmarkt einen altertümlichen Roland als geschichtliche Erinnerung zu errichten, viele Jahre zurückgehen. Hoffentlich wird endlich aus der Sache etwas.

Ferner erwähne ich, dass der neue kaiserliche Roland von Berlin (grosse Abbildung S. 414 in der Zeitschrift „die Woche“ 1902 in der Werkstatt zu Christiania), den im Auftrage unsers Kaisers der Bildhauer Lessing modelliert hat, 3¾ Meter hoch ist und auf einem 7 Meter hohen Sockel stehen wird. In Christiania ist er von dem deutschen Bildhauer Bardeleben aus einem grossen Block grauen norwegischen Granits herausgehauen worden. Das Standbild behält den matten Naturton des grauen Granits; nur die Teile, die blankes Metall darstellen sollen, werden poliert. Das Werk, begonnen im September 1901, ist bis auf Gesicht und Hände, worüber Professor Lessing, sich nähere Bestimmung vorbehalten, vollendet. Dieser „Roland, der Ries“ ist geharnischt mit Riegel- und Platten-Panzerung, Kegelhelm und lang wallendem Mantel, auf der linken Brust das kleinere Rolandsschild, wie es mehrere norddeutsche Rolande führen. In der Rechten hält er das berühmte Schwert Durandarte, in der Linken das Horn Olifant, mit dem er Kaiser Karl in der Schlacht bei Roncesvalles zu spät um Hilfe ruft. — Dieser Roland ist nach Material und Ausstattung einzig in seiner Art und fällt gänzlich aus dem Rahmen der deutschen Rolande heraus, als eine romantische Heldenfigur von allerdings grosser plastisch-dekorativer Wirkung. Der Stil erinnert auch in etwas an die megalithische Figur der Bismarcksäule, welche die Hamburger zu errichten gedenken.

Ich brauche im übrigen wohl kaum zu sagen, dass die das Märkische Museum betreffende Notiz aus der Nationalzeitung entweder eins der bekannten Reporter-Spässchen oder eine „freie“ Reporter-Erfindung ist.

Da Sello alle möglichen Rolands-Deutungen, auch diejenigen, welche mehr als waghalsig sind, erwähnt, so ist es wohl gestattet, die

neuste Rolands-Lösung, welche Herr Ernst A. Müller hieselbst in der interessanten Zeitschrift „Nedersachsen“ 7. Jahrg. No. 8 vom 15. Januar 1902, S. 141 versucht, in extenso wiederzugeben.

Die Rolands-Frage, welche Herr Uhl-Münden in No. 4 von „Niedersachsen“ aufwirft, vermag ich zu beantworten, da meine Vorfahren dem uralten Verbands der „Wetterfreien“ zu Wetter bei Melle angehörten, einer Verbindung westfälischer „Wehren“ (=Hofbesitzer), die sich und ihre Gerichtsbarkeit für niemand unterthan erachteten, als dem „Wetter und der Jungfrau Maria zu Herse“ (letztere die christliche Unterschlebung der Göttin Freya), in welcher Verbindung sich die Überlieferungen germanischen Rechtswesens aus grauester Vorzeit bis in die Gegenwart erhalten hatten. Auch die Femgerichte sollen darin ihren Ursprung haben. — Es gehört zu jenen albernen Mönchsmärchen, die nachmals allem germanischen Wesen Ursprung und Beziehung zum Christentum und dessen Einführung zu unterstellen suchten die Rolands-Denkmal, deren wir noch manche in norddeutschen Städten finden, mit einem Heerführer des fränkischen Kaisers Karl in Verbindung zu bringen. Die allereinfachste Logik vermag aber schon klar zu machen, dass unsere edel denkenden und fühlenden niedersächsischen Geschlechter sich niemals jenen unsicheren Klopffechter, der in den fernen Pyrenäen ein verdientes Ende fand, zu einem so heiligen Symbol ihrer Gerechtigkeit aufgestellt haben würden.

Die Befangenheit eines geschlossenen Richterstandes, dessen Neigung zu einer trägen, endlosen Ausdehnung der Verhandlungen in bequemen, dem Wetter abgeschlossenen Räumen voraussehend, litten jene unsere klugen Vorfahren beide nicht, und — „He sall richtet wern up roer Erde“, = das ist im Freien, war ihr erster Grundsatz. — Vier Männer mit Lanzen „ohne Wehr“ (= d. i. ohne Spitzen; deshalb „eine Rute“ genannt) von je zwei Mann, (zu sechs Fuss) = 12 Fuss Länge, legten diese Ruten in ein Quadrat zusammen und „hegten damit den heiligen Boden ein“, in dem die richtenden Männer zusammentraten. Diesen Raum durfte bei schwerer Strafe niemand ungerufen betreten, er musste also „einen Beruf“ dazu haben, und die aussen Stehenden bildeten „die Umstände“. — Von diesem „eingeruteten“ Raume, zwölf Fuss ins Geviert, hat unsere gegenwärtig noch geltende Quadratrute oder „Rute Landes“ ihren Namen, aus dem christliche Idolatrie und der Unverstand nachmals dann aus dem plattdeutschen Worte „Roe Land“ einen „Roland“ machte. Der Figur des altgermanischen Sonnengottes, welche als Sinnbild des Erleuchters der Menschen und der Wahrheit, als diese Gerichtsstätten in den Städten bleibend wurden, an solchen Gerichtsstellen aufgestellt ist, ward dann jene unwürdige Unterschlebung mit jenem Büttel des Frankenkaisers zu teil. Auch die wunderliche und der Farbe und Gesinnung nach durchaus nicht gerechtfertigte Benennung von „der roten Erde“ Westfalens hat davon, als den aus dieser „Roe Land“ = Gerichtsstätte herkommenden Femgerichten, seinen Ursprung.

Mit der fest bleibenden Verlegung jener Gerichtsstätten in Städte erhielten die Marktplätze derselben eine geeignete Stelle für diese Gerichtsstätten mit dem Roe-lands-Bilde des Sonnengottes, und zum Ersatz der Laube

des Baumes, unter dem das Gericht der uralten Gerechtigkeit und Rechtspraxis wegen stattfinden sollte, baute man von Säulen getragene steinerne „Gerichtslauben“, deren letzte eine sich am Rathause zu Berlin bis zum Jahre 1872 erhalten hatte. Dieses höchst merkwürdige Denkmal der heiligen Religion altgermanischen Rechts hätte man füglich der Reichshauptstadt erhalten sollen. Es erlag aber dem Neuerungssturme der „Gründerzeit“ trotz der Fürsprache des „alten Kaisers“ Wilhelms des I., der es dann in seinem Parke zu Babelsberg wieder aufrichten liess. „Ich wollte sie den Berlinern abkaufen,“ sagte zu mir der Kaiser in seiner launigen Weise, „sie haben sie mir aber geschenkt!“

Am Ende der Siegesallee zu Berlin, an der, durch die Munificenz des gegenwärtigen deutschen Kaisers, die sämtlichen bisherigen Herscher der Mark Brandenburg in bewunderungswürdig schönen, aber leider aus vergänglichem weissen Marmor, statt aus dauerndem Erz gebildeten Statuen Aufstellung gefunden haben, ist auch die Wiederaufrichtung eines Roe-Land-Denkmal's geplant, das hoffentlich das bedeutsame Symbol jenes alten, das Recht und die Wahrheit schützenden „Sonnengottes der alten Sachsen“ dem neuen deutschen Reiche sein wird.

XX. Amos Comenius: Sein Orbis Pictus und sein Aufenthalt in Berlin. Aus dem Kreise unserer Brandenburgia bin ich wiederholentlich ersucht worden, eine der vielen Ausgaben des Orbis Pictus einmal in unserer Gesellschaft vorzulegen. Ich komme diesem Wunsche nach, indem ich Ihnen vier verschiedene Ausgaben dieses einst weltberühmt gewesenen Bilderbuchs vorführe. Da Amos Comenius im Lauf der letzten zwölf Jahre vielfach Gegenstand der Erörterung in der Presse gewesen ist und ich mich auch sonst durchaus nicht berufen fühle, über diese gewaltige vielseitige Persönlichkeit und ihre umfassende schriftstellerische Thätigkeit zu sprechen, was ich vielmehr den eigentlichen Comenius-Forschern überlasse, deren es viele giebt, so kann ich mich ganz kurz auf ein paar Angaben beschränken, welche ich dem Archiv des Märkischen Museums entnehme. In demselben befinden sich zwei Aktenfaszikel, das eine bezüglich auf das Leben des Amos Comenius, das andere betitelt Comenius-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft und der Volkserziehung in Berlin, ausserdem habe ich meine Erinnerungen an die grosse czechische Nationalausstellung benutzt, welche ich i. J. 1895 in Prag besuchte und wo ein gesondertes Comenius-Museum aufgestellt war.

Johann Amos Komensky, 28. März 1592 in Mähren geboren und zur Brüdergemeinde gehörig, hat ein ungewöhnlich bewegtes Leben geführt und musste in den Wirren des begonnenen grossen Glaubenskrieges flüchten. 1632 ward er Bischof der böhmisch-mährischen Brüder. I. J. 1648 ging er nach vielfältigen Reisen von Elbing nach Polnisch-Lissa, dann nach Ungarn, wo er das Gymnasium zu Saros-Patak im Zempliner Komitat organisierte. Hier schrieb er seinen berühmten



Orbis sensualium pictus oder die sichtbare Welt (Nürnberg 1658).\*) Nach neuen Wanderungen, wobei er einige Zeit in Brandenburg und in Hamburg verweilte, ging er nach Amsterdam und starb zu Naarden am 15. Oktober 1671.

Was uns nächst dem Orbis pictus, speziell als Brandenburger interessiert, ist der Umstand, dass Comenius zweimal in Berlin unter besonderen Verhältnissen verweilt hat.

Weil die Böhmisches Brüder nach der Schlacht am Weissen Berg (8. Nov. 1620) in Böhmen und Mähren nicht mehr sicher waren, wurden auf einer Versammlung, welche die Ältesten in Dombrowitz an der Mettau bei dem Bruder V. Horn (Roh) im März 1625 abhielten, Comenius und Chrysostomus ausgesandt, für die Brüder in Polen einen neuen Wohnsitz zu suchen. Diese Gesandten kamen zuerst nach Görlitz; sie hatten ein Schreiben an den jüngeren von Zerotin, dessen Lehrer Johann Grellius von Strassburg war. Grellius versicherte die Brüder, sie würden laut Prophezeiung des Weissgerbers Christ. Kotter in Sprottau noch bessere Zeiten erleben. Comenius und Chrysostomus wollten Kotter persönlich kennen lernen, trafen ihn aber nicht, denn er war beim Kurfürsten George Wilhelm in Berlin, sie warteten aber in Sprottau, bis Kotter zurückkam. Von Sprottau ging Comenius mit Chrysostomus nach Polen, um dem Ältesten der Unität Mart. Gration eine Botschaft zu überbringen. Da Comenius den Gration, der auf Reisen war, nicht antraf, liess er Chrysostomus in Polen zurück und kehrte mit seinem jungen Begleiter Math. Probus nach Schlesien zurück. Von Schlesien schickte Comenius den Probus nach der Heimat, um ihn über die bisherigen Reisen berichten zu lassen, er selbst blieb in Sprottau zurück und übersetzte in 16 Tagen die Visionen des Sprottauer Weissgerbers Christ. Kotter.

Inzwischen kehrte Chrysostomus aus Polen zurück und ward von Comenius in die Heimat gesandt, während letzterer wieder nach Polen und nach Berlin ging, in welcher Stadt er zahlreiche böhmische Exulanten antraf. Von Berlin ging Comenius weiter nach Frankfurt a. O. und nach Glogau. Im selben Jahr 1625 kam Comenius in die Heimat zurück; im Jahre 1625 reiste Comenius abermals nach Berlin, diesmal zu einem mehrmonatlichen Aufenthalt. Hier war er mit der Vertretung des Exulanten Ladislaus von Zerotin bei dem „böhmischen König“ beauftragt (nach Klihas „Comenius' Leben und Arbeit“, in czechischer Sprache). Gemeint ist der am Weissen Berg bei Prag besiegte sogen. Winterkönig Friedrich V. von der Pfalz. In Zonbeks „Comenius nach seinem Leben und seinen Schriften“ heisst es: „Im

\*) Conrad Ferdinand Meyer in seiner Bündnergeschichte Jürg Jenatsch 21. Aufl. Lpz. 1895, S. 19 lässt Heinrich Waser sich schon i. J. 1615 im Orbis pictus vertiefen.

Jahre 1626 verweilte er (Com.) mehrere Monate in Berlin, wo sich die Mutter des flüchtigen Winterkönigs aufhielt. Auf ihren Wunsch liess Ladislaus von Zerotin eine prachtvolle, mit Bildern gezierte Abschrift der deutschen Visionen (von Kotter) veranstalten, um sie dem Pfalzgrafen Friedrich, dessen zukünftigen Ruhm viele Visionen zum Gegenstande hatten, in Haag zu überreichen. Aber selbst durch eine Krankheit gehindert, beauftragte er den Comenius mit dieser Botschaft. "Friedrich liess sich über den Inhalt des umfangreichen Buches belehren und entliess den Comenius gnädig; thatsächlich hat er aber zu Gunsten der Brüdergemeinde nichts unternommen — sehr begreiflich, denn der unglückliche König konnte sich selbst nicht helfen.

Diese Nachrichten verdanke ich einem Mitgliede der Berliner Böhmisches Brüdergemeinde, Kais. Österreichischen Rat Palma.

Am 28. März 1892 wurde im Festsaal des Berliner Rathauses die 300 jährige Wiederkehr des Geburtstags des grossen Menschenfreundes Amos Comenius gefeiert, nachdem hierselbst am 10. Oktober 1891 eine „Comenius-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft und der Volks-erziehung“ unter Vorsitz des Herrn Geheimen Regierungsrats Dr. Ludwig Keller ins Leben trat, dessen persönlicher Hingabe die Gesellschaft ausserordentlich viel verdankt.

Nun zurück zu unserm Orbis pictus.

Zunächst zeige ich eine Nürnberger Ausgabe von 1745 (Verlag der Endterschen Erben) lateinisch und deutsch. Die Abbildungen ziemlich undeutlich.

Ferner lege ich vor eine besser illustrierte Ausgabe lateinisch, deutsch, französisch und italienisch von Karl Coutelle, Nürnberg ebenfalls bei Endter, 1760, welche auf dem Titelblatt ein Wappen zeigt: Sonne, Mond und Sterne, Regenwolken und Sonnenschein, Fruchland, Bäume und Fels mit dem Comeniusschen Wahlspruch: *Omnia sponte fluant, absit violentia* (Alles möge freiwillig fliessen, Gewalt bleibe fern) ein Wunsch, den Charles Darwin bei seiner Entwicklungstheorie der natürlichen Dinge als Thatsache und als Axiom der Naturkraft selbst zu Grunde gelegt hat, wie bereits Linné sagte: *natura non facit saltum*, die irdischen Dinge entwickeln sich überall von selbst und ohne Sprung. Der griechische Philosoph sagt entsprechend *πάντα ῥεῖ* (Alles fliesst).

Comenius hat jene Devise selbstredend vorzüglich auf die Geschichte der menschlichen Kultur angewendet und nicht als ein Axiom, sondern, wie angedeutet, lediglich als einen Wunsch formuliert.

Ferner sehen Sie einen stattlichen Band Querfolio Kupferstiche des berühmten Daniel Chodowiecki zu einem Orbis pictus ebenfalls des 18. Jahrhunderts; die Radierungen sind von Schellenberg ausgeführt.

In meiner Jugend wurde mir von einem Mitschüler die desgleichen ausliegende, von mir dem Märkischen Museum (Kat. B. XIII. 3753) verehrte Ausgabe von J. E. Gailer geschenkt: *Neuer Orbis Pictus für die Jugend oder Schauplatz der Natur, der Kunst und des Menschenlebens* in 322 lithographierten Abbildungen mit genauer Erklärung in deutscher, lateinischer, französischer und englischer Sprache nach der früheren Anlage des Comenius bearbeitet und dem jetzigen Zeitbedürfnisse gemäss eingerichtet. (3. Aufl. Reutlingen 1835 bei Johann Conrad Mäcken jun.).

Kulturhistorisch ist es nicht uninteressant, die Sprachen des kurzen Textes zu den Bildern des gemalten Erdkreises zu verfolgen: erst lateinisch und deutsch, dann lange Zeit hindurch lateinisch, deutsch, französisch und italienisch, so noch die Ausgaben in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. Dann tritt das Englische an die Stelle des Italienischen, so in der Gailerschen Ausgabe.

Auch Erwachsene haben alle Zeit Freude an dem vielseitigen Allerweltsbuch gehabt und daraus gelernt. Es wäre sehr wünschenswert, auch vom Standpunkt der Landeskunde, dass es in zeitgemässer und zeitgenössischer Form wieder auflebte, wozu strebsamen Autoren und findigen Verlegern hiermit eine Anregung geboten sei, die hoffentlich auf fruchtbaren Boden fällt.

XXI. Zur Geschichte des Selbstfahrers (Automobils). In der Gailerschen Ausgabe von Comenius *Orbis pictus*, Reutlingen 1835 findet sich auf Tafel 296 zu S. 652 folg. die deutliche Abbildung eines Automobils. Dasselbe wird mit Dampf betrieben — die Dampfwagen waren vor kurzem in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika in den öffentlichen Verkehr getreten, für Deutschland kennt sie Gailer noch nicht, — der abgebildete vierräderige Selbstfahrwagen ähnelt in seiner Ausstattung den seit alters in England üblichen Mail-Coaches mit Plätzen im Innern des Wagens, auf demselben und hinter ihm, wie sie während der grossen Gewerbeausstellung zu Berlin im Jahre 1896, allerdings mit Pferden betrieben, kurze Zeit in Betrieb waren.

Da auch dem Humor in wissenschaftlichen Dingen — glücklicher Weise — mitunter ein kleiner Raum verstattet wird, so sei es mit Bezug auf das Automobil, das ein immer wichtigerer Faktor in unserm Verkehrsleben wird, zwei Dichterstimmen: Goethe — „contra“ und den berühmten lebenden belgischen Dichter-Philosophen Maurice Maeterlinck — „pro Automobil“ anzuführen gestattet.

Goethe als Zeuge gegen das Automobil. Er muss für alles herhalten! Dass Goethe sich auch bereits über das Automobil geärgert hat, beweist nachstehendes Citat aus *Faust I*, Walpurgisnacht: „Das drängt und stösst, das rutscht und klappert! — Das zischt und quirlt,

das zieht und plappert. — Das leuchtet, sprüht und stinkt und brennt! — Ein wahres Hexenelement! So äussert sich Mephistopheles.

Moriz Maeterlinck schildert (in Harpers Magazine) seine Empfindungen bei der ersten selbständigen Automobilfahrt wie folgt:

„Meiner zitternden Hand ist das Ungetüm gehorsam und willfährig, und rechts und links fliessen die Kornfelder friedlich vorbei, wie wirkliche Ströme vom Grün. Die Stunde hat geschlagen, wo ich die Macht dieser geheimen Kunst erproben soll. Ich berühre die magischen Griffe. Das Märchenross gehorcht. Es macht jäh Halt. Ein kurzes Stöhnen, und sein ganzes Leben ist entflohen. Jetzt ist es nichts mehr als ein grosses lebloses Metallgerät.

Aber das thut nichts. Meine neue Wissenschaft ist ihrer selbst gewiss. Der Hippogryph lebt wieder auf, giebt seinen ersten Laut von sich und zieht von neuem ab, sein Lied singend. Ich erobere die Ebenen, die sich vor mir niederbeugen.

Zuerst kommt die Strasse mir entgegen, wie eine palmenschwingende Braut, die sich zu einem Lied des Frohsinns rhythmisch bewegt. Aber bald wird sie übermütig, springt vorwärts und wirft sich mir wie toll entgegen, rauscht unter dem Wagen dahin wie ein wütender Giessbach, dessen Schaum über mir zusammenschlägt; sie ertränkt mich in ihren Wogen und blendet mich mit ihrem Atem.

Oh wundervoller Atem! Es ist, wie wenn Hügel, wie wenn Myriaden unsichtbarer, durchsichtiger Hügel von grossen überirdischen Vögeln, die auf unsichtbaren Bergen voll ewigen Schnees wohnen, daherkommen und meine Augen, meine Brauen mit ihrer mächtigen Kühle umwehen.

Wenn ich vorbeifahre, beugen die Bäume sich ungestüm vorwärts, und ihre Blätter, angesteckt von der rasenden Freude der Kraft, die ihr brausendes Lied singt, rauschen mir den beredten Psalm des Raumes ins Ohr, bewundern und bewillkommen den Feind, der bisher immerdar geschlagen ward, jetzt aber triumphiert: die Eile!“

Übrigens ist das Automobil in verschiedenen Ausrüstungen seit Jahrhunderten bereits bekannt. Gelegentlich werden wir darauf in der Brandenburgia zurückkommen. — Eine recht gute gemeinverständliche Darstellung der Entwicklung des modernen Selbstfahrwesens (Automobilismus) befindet sich im Prometheus, XI. Jahrg. Berlin 1900 S. 101 folg., von J. Castner.

XXII. Zwei neue Erinnerungstücher des Märkischen Provinzial-Museums.

Erinnerungstücher habe ich in der Brandenburgia (III. 305 flg.; IV. 11 flg.; IV. 257 flg.; IV. 332; V. 445; IX. 502 flg.) zum öftern besprochen und vorgezeigt unter Hervorhebung des Wertes, den sie für die Geschichte der Kultur, der Webekunst, der Volkskunst u. s. w. be-

sitzen. Das Märkische Museum hat auch wiederholt grössere Gesamtausstellungen sowohl in der Brandenburgia wie in dem hiesigen Verein für Volkskunde veranstaltet. Ich zeige Ihnen zunächst ein auf den Tod des Schwedenkönigs Gustavs II. Adolf in der Schlacht bei Lützen am 16. November 1632 bezügliches Tuch vor. Dasselbe hat eine Grösse von 160 cm im Quadrat. Es ist aus Leinen blau und rot gewebt, ohne Angabe des Ursprungsortes und enthält eine Reihe Wappen, Devisen und andere bildliche Darstellungen von Beziehung auf Gustav Adolf, seine Verbündeten und seine Schlachten, als Haupt- und Mittelstück eine Allegorie auf seinen Tod mit der Jahreszahl 1632. Zwischen den Bildern: „Eine feste Burg ist unser Gott“ und: „Es wolle uns Gott gnädig sein“.

Das Tuch ist dem Märkischen Museum aus dem Nachlass des Fräulein Descourtes in Spandau seitens der Frau Amtsrichter Kristeller zugangen und Kat. B. VI No. 14264 eingetragen. Ich spreche der Stifterin unsern besondern Dank aus.

Das zweite besser erhaltene Tuch bezieht sich auf den zu Teschen in Mähren zwischen Friedrich dem Grossen und Maria Theresia am 13. Mai 1779 abgeschlossenen Frieden, durch den der Bayrische Erbfolgekrieg, im Scherz und Gegensatz zum Siebenjährigen Krieg auch der Einjährige Krieg genannt, beendet wurde. Das schön erhaltene Erinnerungstuch ist aus Seide gewebt und 90:128 cm gross. Die Farbe ist dunkelrot und weiss. Auch hier fehlt der Ursprungsort. Die Darstellungen und Inschriften sind folgende. Über einer mit den Wappen Österreichs, Preussens und Sachsens geschmückten Friedenssäule steht: Wieder hergestellte Ruhe, darunter: durch Russlands und Frankreichs Vermittlung zu Teschen am 13. May 1779. Weiter unten am Rande: Entfernte Zelter (damit sind Kriegszelte gemeint). Weiter rechts am Rande pflügt ein Landmann mit 2 Pferden, darüber: Der ungestörte Ackersmann. An der Kante dieser beiden Säume steht unter einer allegorischen Figur: Friede. In der nächsten Ecke steht unter einer allegorischen Figur: Beständigkeit. Dann folgt eine Schäferszene, darüber: Der ruhige Schäfer. An der dritten Tuhecke eine zerbrochene Säule mit der Umschrift: Deutschlands unterbrochene Ruhe am 3. Juli 1778. Die 4. Längsseite hat allerhand Kriegstrophäen mit der Überschrift: Kriges Waffen. Als kleine Nachlese zum Kapitel der Erinnerungstücher füge ich noch 2 Beziehungen hinzu.

In Italien ist über einen gewirkten Teppich (Arrazo), der die Schlacht von Pavia behandelt, ein illustriertes Werk erschienen von Luca Beltrami; *la Battaglia di Pavia illustrata negli Arrazi del Marchese del Vasto*. Mailand 1896. Es handelt sich um nur neapolitanische Kunstweberei.

Eine zweite Beziehung fand ich in der englischen Litteratur bei dem Humoristen Boz (Charles Dickens). Von einer Betschwester heisst es bei Charles Dickens „Die Pickwickier“ I. Kap. 28: „Wer hätte ihren Ermahnungen, unserer trefflichen Gesellschaft beizutreten, welche Negerkinder in Westindien mit Flanelljacken und moralischen Taschentüchern versieht, sein Ohr verschlossen?“

„Was ist denn ein moralisches Taschentuch? fragte Sam. Ich habe noch nie eine solche Ware gesehen.“

„Taschentücher, welche das Vergnügen mit der Belehrung verbinden, mein junger Freund, erwiderte Herr Stiggins. Es sind auserlesene Erzählungen mit Holzschnitten darauf gedruckt.“

„Ach, ich erinnere mich, sagte Sam, sie hängen in den Leinewandläden mit Bettlerpetitionen und anderem dergleichen Zeug darauf.“

Die Pickwickier sind 1836 geschrieben.

XXIII. Zur Heimatkunde des Kreises Eckartsberga, Provinz Sachsen, hat der als Heimatsforscher rühmlichst bekannte Superintendent Herr L. Naumann in E. ein neues Heft 3, 1902 seiner Skizzen und Bilder herausgegeben mit folgendem Inhalt: Spuren slavischer Ansiedlungen im Kreise; die Pflanzung, Ausbreitung und Befestigung des Christentums im Kreisgebiete; das Emporkommen der Städte (Bibra, Cölleda, Eckartsberga, Heldrungen und Wiehe).

Wir können dem Kreise nur zu diesem wissenschaftlichen, echt volktümlichen Unternehmen wie wir es bereits (in der Brandenburgia wiederholentlich) gethan, aufs neue in der Hoffnung Glück wünschen, dass endlich ähnliches auch in der Provinz Brandenburg ins Leben treten möge.

XXIV. Diskussion über Fräulein Lemkes Vortrag: Docke und Puppe (Sitzung vom 29. Januar 1902).

Der interessante Vortrag unseres auf der zweiten wissenschaftlichen Reise nach Italien befindlichen Mitgliedes hat zu verschiedenen Zeitungsartikeln und Zuschriften an mich Veranlassung gegeben. Namentlich muss ich die überhaupt durch gediegene heimatkundliche Aufsätze sich auszeichnende „Tägliche Rundschau“ hervorheben, welche von einem anonymen Verfasser unter dem Stichwort „Puppe-Docke“ am 7. d. M. einen sehr ausführlichen lehrreichen Vortrag gebracht hat. Einiges hieraus sei uns mitzuteilen gestattet.

In Württemberg ist das Wort „Puppe“ vielfach noch heute dem Volk ganz unbekannt. Es wird uns geschrieben, „in Württemberg, sowohl in den schwäbischen als auch fränkischen Gegenden, ist die Bezeichnung „Docke“ für Puppe gebräuchlich. Oft begegnet man dem Ausdruck „Zuckerdockele“, den man auf eine zierliche, niedliche Person (Mädchen) anwendet, nicht selten im ironischen Sinn von „Rührmichnichtan“, das man nicht anfassen kann, aus Furcht, es könnte zerbrechen, oder das von einem starken Lufthauch

umgeworfen werden könnte.“ „Das ist ein rechtes Dockele“ — oder auch „a herzig's Dockele“ — sagt man auch von einem zierlichen oder gezierten Mädchen. Aus Ulm schreibt uns die Gattin eines hohen Offiziers: „Auf der Messe (Jahrmarkt) giebt es jedes Jahr noch Dockenkomödie. Die Ausdrücke Dockenstube, Dockenküche, Dockenwiege, Dockenwagen, Dockenkleidle, Dockenschühl'e sind gang und gäbe.“ „Da bei uns alles gemütlich zugeht, — schreibt eine Dame — so heisst es natürlich „Dockele“, und es wird davon das Verbum „dockeln“ = Puppen anziehen, abgeleitet. Ebenso hört man sehr häufig, dass eine Mutter ihre Kinder „andockelt“ d. h. sie recht niedlich anzieht.“ — Eine abweichende Schreibweise des fraglichen Wortes gebraucht ein anderer Einsender, nämlich „Dogge“. Er bemerkt weiter: „Häufig trifft man auch die Form „Dogg-ane“. Vielleicht ist diese aus dem Namen: „Dogge Anna“ entstanden, wie ja Kinder ihren Puppen häufig Namen geben. „Doggelich“ bezeichnet etwas zierliches, kleines. „Doggeln“ ist ein ganz geläufiger Ausdruck für „Spielen mit der Puppe“ und auch die Mutter spricht davon, dass sie „doggeln“ müsse, wenn sie auf Weihnachten für die Dogge ihres Lieblings eine neue Garderobe anfertigt.“ Das Wort Docke — so und nicht Dogge wird es in allen anderen Briefen aus Württemberg geschrieben — findet sich auch in dem schwäbischen Tanzliedchen „Rosestock, Holderblüt“. Der zweite Vers lautet dort:

G'sichterl wie Milch und Bluat,  
 's Dirnderl is gar so guat,  
 Um und um Dockerl nett,  
 Wann i's no hätt'!“

Überall scheint „Docke“ in Bayern vorzukommen, teilweise auch in Vorarlberg. Ein Schweizer kennt ausserdem ein Wort „Dockebabel“, aber nicht den Sinn des angehängten „Babel“. Ein anderer schreibt dagegen: „Der Ausdruck erscheint in der Ostschweiz als „Dockebabe“, was eine Tautologie ist, da „Babe“ allein auch schon „Puppe“, allerdings in derber Weise auch eine beschränkte Person, etwa als Synonym für Gans bedeutet. „Dockebabe“ aber bedeutet nur „Puppe“. Endlich werden aus Süddeutschland noch Baden, die alte Pfalz, angeführt.

Anscheinend fast ebenso sehr, wie in Württemberg, ist das fragliche Wort verbreitet in allen Gebieten der schlesischen Mundart, wird dort aber „Tocke“ geschrieben und in der Verkleinerung „Tockel“. In Karl von Holteis Gedicht „Guttschmücke macht Bettelsäcke“ heisst es:

„De Julchen ging wul in de Schule,  
 Se hott ooch ziemlich gut gelärnt;  
 Das Julerle wurd anne Jule  
 Und war su weit nicht hässlich ärnt:  
 Se machte sihch! Kam se gegangen,  
 Sag sich se wie a Tockel an. . . .“

Die Kinder in der Grafschaft Glatz singen, wenn sie am Sonntag Lätare mit aufgeputzten Maibäumchen von Haus zu Haus ziehen und dafür mit „Brezeln“ (knusprig gebackenen einfachen Schaumkringeln) bewirtet werden, ein Lied, in welchem es heisst:

„Die guld'ne Schnur geht um das Haus,  
Die scheene Frau Wirten geht ein und aus.  
In ihrem rutseid'nen Rocke  
Ist sie wie eine Tocke.“

Nach einem anderen Brief wird am Gründonnerstag die Hausfrau also angesungen:

Sie ist wie eine Tocke  
In ihrem bunten Rocke.“

Eine dritte Leserin schreibt:

„Sie sitzt wie eine Tocke  
In ihrem schwarz-braun Rocke,“

und meint, es „sollte hiermit wohl die gewisse feierliche Steifheit, das Puppenähnliche, ausgedrückt werden, das einer Frau im Sonntagsstaat anhaftet.“ Zum Schluss der Auswahl schlesischer Briefe geben wir noch folgende Zuschrift wieder:

„Keen Schläsier hotter wull nich bei Euch, gell nee! Suster wullt ich sprechen, froit 'n amol, wie de kleen Madel uff die Puppen sprechen thun. Wenn a oo vu durte har ies wie iech, vum Zutaberge aus a Stickel uf Brassel zu, da wird ersch schunn wissen, doss se durte keene Puppen nich kenn'n — blussig „Tocken“, dos heesst — uffn Durfe natierlich. Nischt fer unгутt! Huch de Geemte!“

Natürlich findet sich der Ausdruck auch in den an Schlesien angrenzenden Gebieten. So beispielsweise in Posen. Aus Rawitsch schreibt uns eine Dame: „Tocke wurde von uns zwar nicht direkt für unsere Puppen angewandt, aber es bezeichnete jemanden, der so geputzt und geziert, wie eine Puppe, herumging. Namentlich kleine Mädchen, die so recht steif geglättete Kleider trugen und deshalb — um diese nicht vorzeitig zu zerdrücken (knautschen) — die Arme steif abhielten, nannten wir Tocken. Als höchsten Inbegriff aller Ziererei sogar „Klitschertocken“. Die Klitscher ist die Kinderklapper. Eine Klitschertocke ist eine Puppe, die mit Schellen geputzt ist, gewöhnlich nur Kopf, Rumpf und Arme hat, und statt der Beine einen Stock, der gedreht wird. Bei Neutomischl sagt man „Tock“, besonders in der Zusammenstellung „Pfeffertock“. Ebenso werden im Lande Sternberg (Neumark) die aus Pfefferteig hergestellten Puppen (Männer, Frauen, Wickelkinder), welche an den Weihnachtsbaum gehängt werden, allgemein „Pfefferdocken“ genannt.

Aus Thüringen wird uns ein altes Kinderlied mitgeteilt:

„Sonne, liebe Sonne!  
Droben in der Tonne  
Sitzen drei kleine Döckerchen  
Mit den goldenen Röckerchen.

Herr Rektor Monke teilt mit, dass der Ausdruck „Docke“ statt Puppe in Zeitz sowie in Neidenburg (Ostpreussen) üblich sei.

Wenn ich sonstige Zeitungsangaben und Zuschriften zusammenfassen darf, so müssen wir viererlei scharf unterscheiden.



1. Das Wort Puppe. Hier wendet sich die Polemik zunächst dagegen, dass Frh. Lemke das Wort mit der Poppaea (oder Poppoea) Sabina, der Gemahlin Kaiser Neros, in Verbindung bringen wollte, indem diese Puppen als Ankleidefiguren für ihre Toilettenkünste gebraucht habe. Grimm, bei dem ich mir in deutschetymologischen Fragen immer zuerst Rat hole, sagt im „Wörterbuch“, in der deutschen Literatur komme das Wort Puppe erst im 15. Jahrhundert auf, es sei von dem Mittel-lateinischen pupa, puppa, póppea abzuleiten. (Poppea hat den Accent auf der ersten, der Name Poppaea oder Poppoea dagegen auf der zweiten Silbe.)

Es kommt aber das lateinische Stammwort schon in der besten altklassischen Literatur vor: Puppus und Puppa (kleiner Junge, kleines Mädchen), Puppulus und Puppula (kleines Jüngelchen und kleines Mädchen). Gerade wie man bei uns bei einem menschlichen Püppchen zumeist wohl an ein Mädchen denkt und wie die Kinder hauptsächlich mit weiblichen Püppchen spielen, so ist es schon bei den alten Römern gewesen.

Bei Varro (geb. 116, tot 26 v. Chr.), einem Freund des Cicero und Julius Caesar, wird in der Satira Varroniana oder Satira Menippea das Maskulinum „pupus“ erwähnt (Varronis saturarum Menippearum reliquiae, editio Öhler, Quedlinburg und Leipzig 1844, 88,3).

Der Satiriker Persius (34—62 n. Chr.) wirft die Frage auf an die Priester, was das Gold im Heiligtum der Tempel soll und beantwortet sie ironisch (II. 70): nempe hoc, quod Veneri donatae a virgine puppae (dasselbe, was die von einer jungen Frau der Venus geweihte Puppen). Der alte Scholiast bemerkt dazu: diis tam sunt opes supervacuae, quam Veneri puppae, quas virgines nubentes donant (den Göttern sind sie so überflüssige Spenden, wie der Venus die Püppchen, welche heiratende Jungfrauen spenden).

Bei den Griechen entspricht dem Begriff puppa das Wort κόρη, das Handwerk des κοροπλάθος (Puppenmachers) war weit verbreitet schon lange vor der Römerherrschaft. Die κοροπλαθική τέχνη (die Puppenmacherei) umfasste Puppen in Wachs, Gips und Thon. Plato und Isokrates spielen darauf an und in unseren Museen befinden sich viele althellenische Exemplare. Eine Gliederpuppe ist z. B. abgebildet (nach Antiquités du Bosphor. Cimmér. pl. 74,8) in Baumeister's Denkmälern des klassischen Altertums Bd. II, S. 778.

Diese Angaben teilt mir Herr Professor Dr. Georg Knaack in Stettin gütigst mit.

2. Das Wort Docke oder Tocke in der Bedeutung Mütze, Haube für Männer, besonders aber für Frauen. Dies Wort welches in der ältesten deutschen Literatur vielfach vorkommt, stammt vom

Französischen *toque* und dies vom Kymrischen (Keltischen) *toc* her. Dies Wort bitte ich von unserer Diskussion auszuschneiden.

3. Das Wort Docke als technischer Ausdruck, im Handwerk z. B. in der Wagenbauerei, besonders in der Drechslerei für Rollen, auf welche Fäden von Flachs, Wolle, Baumwolle, Seide pp. gewickelt werden. Dieser Ausdruck ist auf die Fädenbündel derartig übergegangen, dass dieselben schlechtweg ebenfalls Docke genannt werden, auch wenn die Rolle aus Holz, Knochen, Stein u. dgl. fehlt. In diesem Sinne ist das Wort Docke in Berlin und der ganzen Mark Brandenburg allgemein üblich. Eine Docke Seide in den hiesigen Posamentiergeschäften gefordert, erhält man immer in Schlingen- oder Bündchen-Form ohne feste Rolle, also, ohne die eigentlich sogenannte Docke. 1X

4. Das Wort Docke für Spielpuppe ist dagegen in Berlin und der eigentlichen Mark Brandenburg unbekannt. Sonderbarer Weise kommt dagegen im germanischen Nordwesten, Norden und Nordosten das Wort Docke für Spielpuppe vor, so niederdeutsch im Bremischen (*dokke*), im Vlämischen und Holländischen, im Dänischen (*dukke*), im Norwegischen (*dokke*), im Schwedischen (bis in die vormals schwedischen baltischen Provinzen hinein — *dokka*). In Posen und Schlesien giebt es Docken namentlich als Pfefferkuchen-Docken. Dagegen ist mir augenblicklich aus der Provinz (nicht alten Mark) Brandenburg der Ausdruck Docke nur bekannt aus dem Ländchen Sternberg (Kreis West- und Ost-Sternberg) und aus der Gegend von Vietz, Kreis Landsberg a. d. Warthe, nach Angaben unsers Mitgliedes, Herrn Stadtkämmerers Regierungsrat Maass. 1X

Bei der entstehenden Debatte beteiligten sich die Herren Förster, Dr. Schulze-Veltrup, Monke, von Schulenburg u. A. Herr von Schulenburg theilt folgendes mit.

„Ich habe, im Kreise Teltow, einzelne alte Leute aus Dörfern der Nuthe-niederung, so z. B. aus Thyrow, die grossen und kleinen Wasserjungfern „Sommertocken“ nennen hören, die sonst in jener Gegend grosse und kleine „Depel, Döpel“ genannt werden. Pfuhl hat in seinem oberlausitz-serbischen Wörterbuch (Bautzen, 1866): „Klanka, hölzerne Puppe, Docke; beim Spinnrade der Teil, worin die Schraube sitzt; Glockenblume, zwónck“ (zwón-Glocke). Unser Mitglied, Herr von Werthern theilte mir mündlich mit, dass in der Niederlausitz der Wocken, am Spinnrad, auch Docke genannt wird. In Berlin, und jedenfalls auch anderwärts, heisst wie vorerwähnt, ein Gebund oder Strähne von Wolle, Garn in den Geschäften Docke. In älteren Wörterbüchern finde ich für Docke auch „Zapfen“; ein Kopfputz; eine jede kurze Säule; ein Tangert in einem Klavier. Wie alt ist die Bezeichnung Puppe bei der verwandelten Raupe? 13X

Aalpuppen heissen bekanntlich in der Mark die, soweit mir erinnerlich, aus der grossen Binse hergestellten Schwimmer, die puppenartig aussehen, so lange die Schnur umgewickelt ist und nur als kurzes Ende mit dem Haken 1X

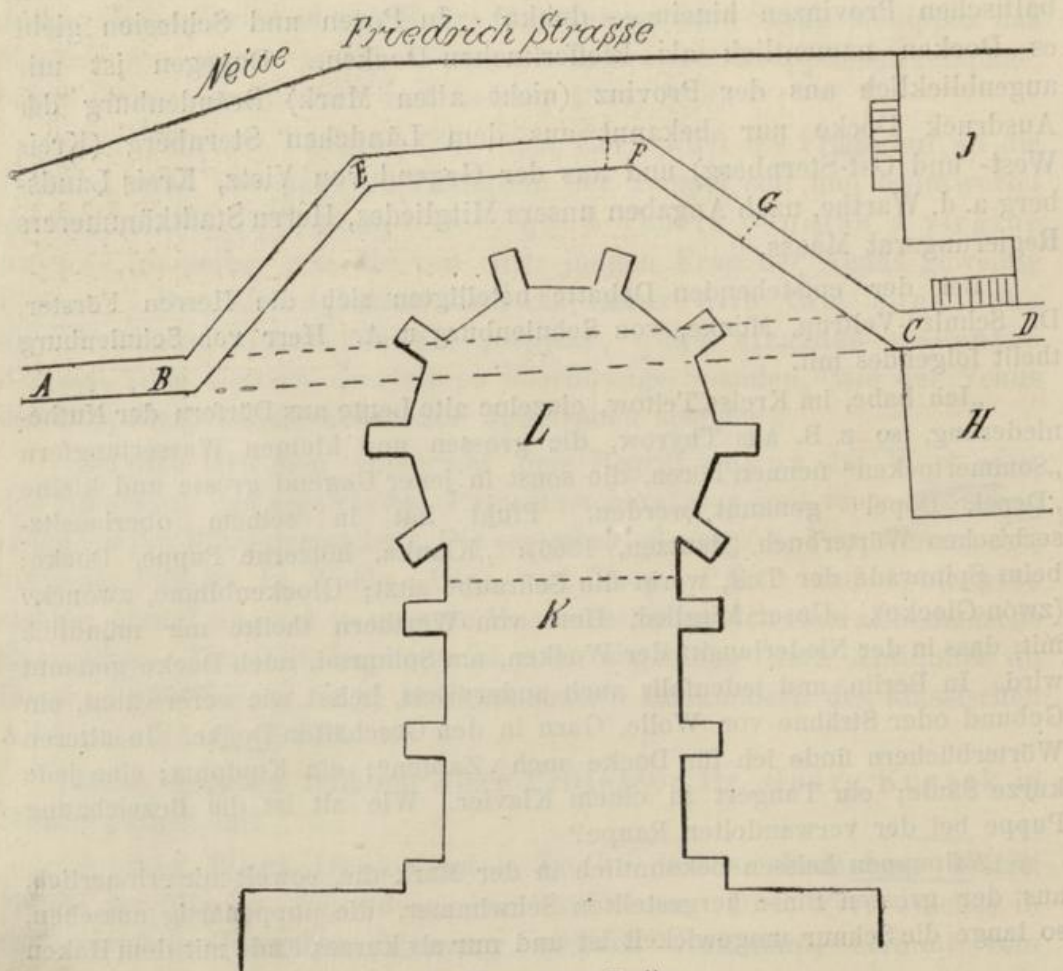
im Wasser hängt. Hat aber ein Fisch, z. B. der Zander angebissen oder ist sonst die Schnur abgewickelt, so spreizen sich die Binsen nach oben auseinander und die Aalpuppe treibt oder liegt wie eine geöffnete Blume auf dem Wasser.“

In des Knaben Wunderhorn (1806, II, 232; Neu-Ausgabe bei Reclam S. 453) sagt in dem Liede von der Herzogin von Orlamünde, die kleine Herula zu ihrem Mörder, dem wilden Hager:

„Lieber Hager, lass mich leben,  
Will dir meine Docken geben.“

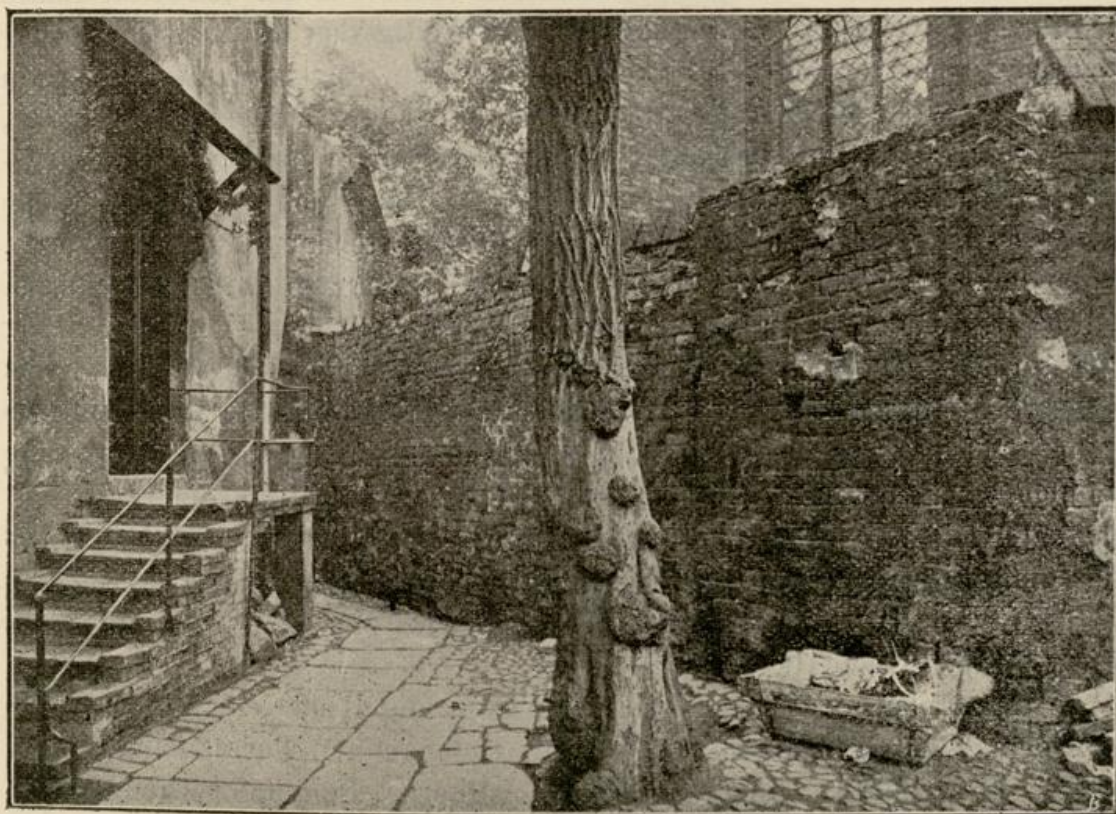
Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Jentsch in Guben schreibt uns, er habe keinen Ort in der Nieder-Lausitz ermitteln können, wo man Tocke in der Bedeutung von Puppe sage, wohl aber sei der Ausdruck eine Tocke Seide u. dgl. mehr verbreitet.

XXV. Herr Kustos Buchholz: Der letzte freistehende Rest der Berliner mittelalterlichen Stadtmauer, der sich bis jetzt noch hinter der Klosterkirche erhalten hatte, ist, infolge Erbauung einer Turnhalle auf der Stelle des Küsterhauses und des alten Hauses Neue Friedrichstrasse 86, abgebrochen worden. Das Märkische Museum hat das Bild jener Stelle durch mehrere photographische Aufnahmen fixiert, die zur Ansicht vorgelegt werden (eine von ihnen wird hier wiedergegeben).



Stadtmauer von Berlin.

Der auf diesen Bildern in die Augen fallende Teil ist indes nicht die ursprüngliche, um das Jahr 1230 angelegte Stadtmauer. Diese letztere zog sich vielmehr in derselben geraden Richtung weiter, in der sie zwischen der Waisenstrasse und der Neuen Friedrichstrasse bis zum Klosterkirchhof verläuft, wo sie, wie auf einzelnen Bildern noch sichtbar, die östliche Giebelwand des ehemaligen Küsterhauses bildete. In dieser Richtung blieb sie auch bestehen, als nach der Niederlassung der Franziskaner an dieser Stelle um 1280 die Klosterkirche erbaut wurde, deren erste Anlage nur einen halb so langen hohen Chor



Stadtmauer von Berlin.

hatte, wie der noch jetzt bestehende, so dass zwischen Kirche und der gerade verlaufenden Stadtmauer noch der übliche Prozessions-Umgang frei blieb. Als nach etwa 60 Jahren das Bedürfnis nach Vergrößerung des hohen Chors eintrat, die dann auch durch den östlichen Anbau in Form der 7 Seiten eines regelmässigen Zehnecks durchgeführt wurde, musste zur Gewinnung des nötigen Raums die Stadtmauer an dieser Stelle abgebrochen und die Erneuerung in stumpfwinkliger Form hinausgerückt werden. So erklärt sich die Ausbiegung der Stadtmauer an dieser Stelle aus ihrer Hauptrichtung.

Von der ursprünglichen Stadtmauer, der von ca. 1230, sind allerdings noch ganze Stücke zwischen der Waisen- und der Neuen Friedrichstrasse vorhanden. Sie dienen den Häusern der Waisenstrasse als

Hinterwand, während die der Neuen Friedrichstrasse sich nur anlehnen. Beim Abbruch der betreffenden Häuser kommt dann die Stadtmauer zum Vorschein, wie man sie auch gegenwärtig an einem Grundstück der Neuen Friedrichstrasse sehen kann. Auch auf den vorgelegten Photographien erscheint sie, wenn auch in neuerer Zeit beputzt, als Giebelwand des Küsterhauses (auf dem hier wiedergegebenen Bilde allerdings nur zum ganz kleinen Teil).

Der hier beigefügte Grundriss erläutert die Situation. Von der ursprünglichen Stadtmauer A B C D wurde der Teil B C ausgebrochen, als um 1345 der Hohe Chor der Klosterkirche bei K um den Altar-Raum L vergrössert wurde. Dafür wurde gleichzeitig das Stück B E F C der Stadtmauer neu erbaut. Von diesem letzteren Stück war A B E schon früheren Bauten des Grauen Kloster-Gymnasiums zum Opfer gefallen, das Stück von E bis nahe an F wurde bei der Renovation der Klosterkirche in den 1840er Jahren freigelegt; das Stück G bis C wurde ausgebrochen, als vor etwa 200 Jahren das Küsterhaus H gebaut wurde, und nachher wieder zugemauert. Es war demnach von dem ganzen um 1345 hinausgeschobenen Stadtmauer-Teil bis jetzt nur das Stück F G übrig geblieben, das sich auch auf dem vorstehenden Bilde durch das grössere Steinformat abhebt. Wenn dieser Mauerrest die ursprüngliche Höhe der Stadtmauer nicht mehr erkennen liess, vielmehr nur an eine einfache Gartenmauer erinnerte, so liegt das daran, dass der Boden um ungefähr 2 Meter aufgeschüttet ist und auch wohl noch im Laufe der Zeit einige obere Steinschichten abgenommen sind.

XXVI. Der Hacksilberfund von Wachow bei Nauen, Kreis West-Havelland.

Hierzu hatte das Märkische Museum die Reste eines rohen aus rötlichem Thon gebrannten Topfes mit riefenartigen Parallelringen vorgelegt, in welchem einige zerhackte silberne Schmucksachen, sowie ganze bzw. zerhackte Silbermünzen verschiedener Herkunft sich befunden haben, von denen ein Teil seitens des Museums erworben, der Rest (mit Ausnahme von ca. 60 von unserm Mitglied, Dr. Emil Bahrfeldt, erworbenen Münzen) leider, unbekannt wohin, zerstreut worden ist.

Zur Vergleichung hatte das Märkische Museum seine grosse illustrierte Arbeit zur Stelle gebracht: Hervorragende Kunst- und Altertums-Gegenstände des Märkischen Provinzial-Museums in Berlin. Herausgegeben von der Direktion des Museums. Heft I: E. Friedel, R. Buchholz und E. Bahrfeldt: Die Hacksilberfunde. Mit VIII Tafeln. 1896. Der Hauptfund ist hierin der von Leissower Mühle, Kreis West-Sternberg, der um etwa 1015 (vgl. S. 41 a. a. O.) vergraben wurde, der Wachower Hacksilberfund ist noch etwas jünger.

Herr Direktor Dr. Bahrfeldt berichtete über diesen Münzenfund aus dem Ende der Hacksilberperiode (etwa 1100 in unsern Gegenden),

der vor kurzem in Wachow bei Nauen im Havellande ans Licht gekommen ist. Der Fund enthielt ausser einigen Schmuckresten, die man als arabische anzusehen sich gewöhnt hat, Denare und Bruchstücke solcher von König Otto III. aus Cöln, von Herzog Bernhard I. und II. von Sachsen, Nachmünzen von letzteren, Otto-Adelheid-Denare, böhmische Pfennige, auch einen inedierten Denar von Burkhardt II. von Schwaben (954—973), einen ebensolchen Konrads des Friedfertigen, Königs von Burgund (937—993) aus Basel, vor allem als Hauptmasse aber sogenannte Wendenpfennige, und zwar die jüngsten dieser Münzklasse. Über letztere verbreitete der Vortragende sich im allgemeinen und führte aus, dass die ältesten davon, die Nachahmungen der Karolingerdenare mit dem viersäuligen Tempel, schon zu König Heinrichs I. Zeit (919—936) entstanden sein werden und dass die jüngsten, die der Wachower Fund repräsentiert, bis etwa 1070 geschlagen sein mögen. Die Wendenpfennige haben als charakteristisches Merkmal durchweg einen auf beiden Seiten scharf hochgebogenen Rand, tragen aber ihren Namen zu Unrecht, da sie weder von den Wenden noch für die Wenden geschlagen, sondern im westlich von der Elbe gelegenen Sachsen entstanden sind, weshalb auch der Name „Sachsenpfennige“ statt Wendenpfennige allein Berechtigung hat.

XXVII. Herr Professor Krüner spricht über „Brandenburger in Italien im Zeitalter der Renaissance“. Dieser Vortrag ist in der im April erschienenen Jubiläums-Festschrift abgedruckt.

---

## Bücherschau.

---

**Alfred Maass. Bei liebenswürdigen Wilden** Ein Beitrag zur Kenntnis der Mentawai-Inseln; nebst 30 Textbildern, 6 Lichtdrucktafeln, 2 farbigen lithographischen Tafeln und einer Karte. Nach Tagebuchblättern. Berlin 1902. Im Verlag von Süssenroth. 8°.

Wenn mir vor einer Reihe von Jahren gesagt worden wäre, der lebensfrohe und sympathische junge Volontär auf einem mir lieben Landgute im Ruppin'schen, mit welchem ich damals den Vorzug hatte, freundschaftlich zu verkehren, würde sich einmal zum Weltreisenden entwickeln, so hätte ich zwar, mit seinen Neigungen und Fähigkeiten bekannt, die Möglichkeit dazu bereitwillig zugegeben, eine Wahrscheinlichkeit jedoch in Abrede gestellt. Wie sehr mit Unrecht, beweist die obengenannte Publikation.